

Neue Erzählungen und Legenden.

von

L. N. Tolstoi.

Autorisierte Stuttgarter Ausgabe,
übersetzt von Dr. A. Skarvan.



Stuttgart. (1906)
Franckh'sche Verlagsbuchhandlung.
Druck von Carl Rembold in Heilbron a. N.

Inhaltsverzeichnis

Neue Erzählungen und Legenden.

Vorwort.

Kornei Vasilev.

I.

II.

III.

IV.

V.

Das Gebet.

Buddha.

Vom Weibe und seinem Wert. 1

Arbeit, Tod und Krankheit.

König Assarchadon.

Drei Fragen.

Anmerkungen

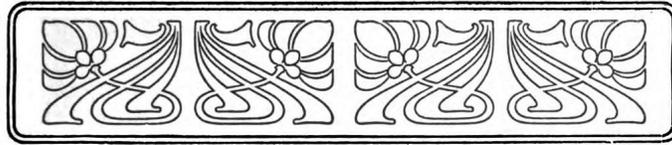
Vorwort.

Der berühmte Gutsherr von Jasnaja Poljana, Graf Leo Tolstoi, arbeitet in seiner ländlichen Zurückgezogenheit schon seit Jahren an einem umfangreichen neuen Werke. Es ist nach Art eines Kalenders angeordnet und bietet für jeden Tag des Jahres einige Seiten mit Aussprüchen berühmter Männer aller Zeiten, mit Auszügen aus den heiligen Büchern aller Religionen und aus den klassischen Werken der Weltliteratur.

Eingeflochten in diese Sammlung moralphilosophischer »Lichtstrahlen« sind einige von Tolstoi selbst geschaffene Erzählungen und Legenden, — die neuesten literarischen Erzeugnisse des greisen Philanthropen, der unter Hinweis auf die Lehren des Urchristentums die völlige Selbstlosigkeit zum Lebensideal zu erheben sucht.

Da nun durch die jüngsten, politischen Vorgänge in Rußland das Erscheinen dieses großangelegten Werkes sich unter allen Umständen stark verzögern wird, so hat sich die unterzeichnete Verlagshandlung mit dem Übersetzer und Bevollmächtigten des Grafen Tolstoi dahin geeinigt, daß eine deutsche Übersetzung dieser Erzählungen (Kornej Vasiljev, Buddha, Das Gebet) schon jetzt in Buchform ausgegeben werden kann. Außer diesen Erzählungen wurden in die Sammlung eine Anzahl Legenden (König Assarchadon 2c.) und ein hochinteressanter Aufsatz über den Wert des Weibes aufgenommen. Auch diese Abschnitte, die einen Einblick in das jüngste Schaffen Tolstois gewähren, sind bisher noch nicht in Buchform veröffentlicht worden: der neue Band wird daher ohne Zweifel von den zahllosen Verehrern des greisen Dichters und Predigers, der so eindrucksvoll gegen die immer mehr um sich greifende moralische Fäulnis zu Felde zieht, freudig willkommen geheißen werden

Stuttgart. Franckh'sche Verlagshandlung.



Kornei Vasilev.



I.

Kornej Vasiljev war 54 Jahre alt, als er zum letzten mal ins Dorf kam. Kein einziges graues Haar gab's noch in seinen dichten Locken, und nur durch seinen schwarzen Bart um die Backenknochen herum zogen sich einige Silberfäden. Das Gesicht war faltenlos und lebhaft gerötet, der Nacken breit und fest und der ganze kräftige Körper war vom Wohl leben in der Stadt gerundet.

Vor 20 Jahren hatte er den Militärdienst beendet, hatte sich einiges Geld erworben und war in seine Heimat zurückgekehrt, um daselbst einen Kramladen zu eröffnen. Bald jedoch gab er diesen auf und widmete sich dem Viehhandel. Er fuhr nach Tscherkask, um die Viehware zu erstehen, und trieb sie zum Verkauf nach Moskau.

Im Dorfe Gaji besaß Kornej ein steinernes eisenbedachtes Haus, in dem seine alte Mutter lebte, sowie seine Frau mit ihren beiden Kindern, einem Knaben und einem Mädchen. Außerdem war noch ein verwaister Neffe, ein stummer Junge von 15 Jahren, und ein Knecht im Hause.

Kornej hatte zweimal geheiratet. Sein erstes Weib, eine schwache, kranke Frau, war kinderlos gestorben, und er war nicht mehr jung, als er sich als Witwer zum zweiten Male mit einem

hübschen, kerngesunden Mädchen, der Tochter einer armen Witwe aus dem Nachbardorfe, verheiratete. Die Kinder entstammten der zweiten Frau.

Kornej hatte in letzter Zeit so vorteilhaft seine »Ware« verkauft, daß er an 3000 Rubel beisammen hatte; und als ihm ein Landsmann von einem ruinierten Gutsbesitzer in einem benachbarten Dorfe erzählte, von dem ein Wald unter günstigen Bedingungen zu kaufen wäre, kam er auf den Gedanken, auch Holzhandel zu treiben, auf den er sich noch von der Zeit her verstand, da er als Gehilfe des Waldverwalters bei einem Kaufmanne angestellt gewesen war.

Auf der Eisenbahnstation, von wo der Weg nach, Gaji abzweigt, war Kornej einem Landsmann, dem lahmen Kusma, begegnet. Kusma kam zu jedem Zuge aus Gaji mit seinen zwei mageren, struppigen Mähren, um Passagiere zu holen. Selbst arm, haßte Kusma alle Reichen, insbesondere aber war er Kornej, den er Kornjuschka nannte, feindlich gesinnt.

Kornej, im Halbpelz, über den er noch einen langen Schafpelz gezogen hatte, stand mit dem Koffer in der Hand auf dem Bahnsteig, streckte den Bauch heraus und schaute keuchend um sich. Es war Morgen. Das Wetter war ruhig, trübe und leicht frostig.

»Nun, hast du keine Passagiere, Vetter Kusma?« fragte er. »Willst du mich heimführen, he?«

»Warum nicht, wenn du mir einen Rubel gibst.«

»Siebzig Kopeken sind auch genug.«

»Einen Wanst hast dir angemäset und willst einem armen Manne dreißig Kopeken abziehen!«

»Nun, meinetwegen; fahr zu!« sagte Kornej. Und nachdem er seinen Koffer und sein Bündel im kleinen Schlitten untergebracht, nahm er bequem auf dem hintern Sitze Platz.

Kusma war auf dem Bock geblieben.

»Fertig, fahren wir.«

Sie hatten den Einschnitt beim Bahnhof verlassen und waren auf die ebene Fahrstraße hinaus gefahren.

»Nun, wie geht's denn jetzt? Ich meine nicht bei mir zu Haus,

sondern bei euch im Dorfe?» fragte Kornej.

»Nicht zum besten.«

»Warum denn? Lebt meine Alte noch?«

»Die Alte lebt; neulich war sie in der Kirche. Ja, deine Alte lebt noch und deine Junge lebt auch. Was sollte ihr wohl fehlen? Sie hat einen neuen Knecht angenommen.«

Und Kusma lachte dabei etwas sonderbar, wie es Kornej schien.

»Was für einen Knecht? Was ist denn mit dem Peter los?«

»Peter ist krank; da hat sie nun den weißen Jevstegnej aus Kamenky genommen«, antwortete Kusma, »einen aus ihrem Dorfe.«

»So!« — sagte Kornej.

Noch als er um Marfas Hand warb, redeten die Weiber über die beiden.

»So geht's auf dieser Welt, Kornej Vasiljevitsch«, meinte Kusma, »heutzutage erlauben sich die Frauen gar manches.«

»Das ist richtig«, bemerkte Kornej. »Und dein alter Gaul, wie ist er fahl geworden«, fügte er hinzu, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

»Ich selbst bin auch nicht mehr jung; wie der Herr, so das Roß«, gab Kusma zur Antwort, indem er dem struppigen, lahmen Wallach einen Peitschen hieb versetzte.

Auf halbem Wege kamen sie an ein Wirtshaus. Kornej befahl zu halten und ging hinein. Kusma führte das Pferd zum leeren Trog und machte sich am Zugriemen zu schaffen, ohne Kornej anzublicken, in der Erwartung, daß dieser ihn zu einem Trunke einladen werde.

»Komm herein, Vetter Kusma«, sagte Kornej, indem er auf die Vortreppe herauskam, »trink ein Gläschen.«

»Meinetwegen«, gab Kusma zur Antwort und gab sich den Anschein, als ob er's nicht eilig damit habe.

Kornej bestellte eine Flasche Branntwein und bot sie Kusma an. Dieser, der seit frühem Morgen nichts gegessen hatte, war bald berauscht. Und ein mal berauscht, erzählte er Kornej flüsternd, indem er sich ganz nahe zu ihm beugte, was man im Dorfe sprach. Und man sprach gar viel: daß Marfa, seine Frau, ihren ehemaligen

Liebhaber als Knecht zu sich genommen habe und mit ihm lebe.

»Mich geht's ja nichts an, aber ich bedaure dich«, sagte der angeheiterte Kusma; »auch ist's nicht recht, die Leute lachen. Und sie, sie macht sich, wie es scheint, gar nichts aus der Sünde. Aber warte nur, denke ich mir, es wird schon anders werden, wenn er selbst wieder da ist. Ja, so geht's, Freund Kornej Vasiljevitsch.

Kornej hörte schweigend zu, was Kusma gesprochen hatte, und seine dichten Augenbrauen senkten sich immer tiefer auf die kohlschwarzen glänzenden Augen.

»Willst du dein Pferd nicht tränken?« sagte er dann, als die Flasche schon geleert war. »Wenn nicht, so fahren wir.«

Er bezahlte die Zeche und ging hinaus auf die Straße.

Es dämmerte, als er nach Hause kam. Zuerst begegnete ihm der nämliche weiße Jevstegnej, an den er unterwegs unaufhörlich gedacht hatte. Kornej begrüßte ihn, und als er das magere und bleiche Gesicht des vorüberhuschendes Knechtes sah, schüttelte

er nur verwundert den Kopf. »Der alte Hund hat mich belogen«, dachte er und meinte damit Kusmas Worte. — »Übrigens, wer weiß; nun, ich werde es schon herausbekommen.«

Kusma stand neben dem Pferde und schielte mit einem Auge zu Jevstegnej hinüber.

»Du bist also bei uns?« fragte Kornej.

»Irgendwo muß man doch arbeiten«, antwortete Jevstegnej.

»Ist die Stube geheizt?«

»Natürlich; Matvejevna ist ja dort«, antwortete Jevstegnej.

Kornej stieg die Vortreppe hinan. Marfa, die Stimmen gehört hatte, kam in den Hausflur und wurde feuerrot, als sie ihren Mann sah, dann aber begrüßte sie ihn hastig und mit besonderer Freundlichkeit.

»Mütterchen und ich haben dich gar nicht mehr erwartet«, sagte sie, indem sie hinter Kornej ins Zimmer trat.

»Nun, wie geht es euch ohne mich?«

»Es geht wie früher«, sagte sie, indem sie das zweijährige Töchterlein auf den Arm hob, welches sie beim Rock zupfte und

Milch verlangte. Dann ging sie mit festen Schritten in den Hausflur hinaus.

Kornejs Mutter, die dieselben schwarzen Augen hatte, wie Kornej, kam, die in Filzschuhen steckenden Füße schwer schleppend, ins Zimmer.

»Vergelt's Gott, daß du wieder einsprichst«, sagte sie, mit dem zitternden Kopfe nickend.

Kornej erzählte seiner Mutter, welche Angelegenheit ihn herbeigeführt, und sich plötzlich Kusmas erinnernd, ging er hinaus, um ihm das Geld zu geben. Kaum hatte er die Flurtüre geöffnet, als er gerade vor sich im Hofe Marfa und Jevstegnej sah. Sie standen dicht nebeneinander, und sie sprach etwas zu ihm. Als sie Kornej gewahr wurden, verschwand eiligst Jevstegnej im Hof, während Marfa an den Samowar trat und sich an dessen summen der Röhre zu schaffen machte.

Kornej ging schweigend an ihrem gebückten Rücken vorbei, nahm sein Bündel auf und lud dann Kusma ein, ins große Zimmer zum Tee zu kommen. Bevor man sich zum Tee gesetzt hatte, begann Kornej an die Hausgenossen die aus Moskau mitgebrachten Geschenke zu verteilen: der Mutter ein wollenes Tuch, dem Fedjka ein Bilderbuchs dem stummen Neffen eine Weste und seiner Frau Baumwollenstoff für ein Kleid.

Beim Tee saß Kornej mit verdrießlicher Miene da und schwieg. Nur hie und da lächelte er gezwungen, indem er auf den Stummen sah, der alle durch seine Freude ergötzte. Er konnte sich an seiner Weste gar nicht satt freuen. Er legte sie zusammen und faltete sie wieder auseinander, zog sie an und küßte seine Hand, indem er Kornej dabei ansah und lächelte.

Nach dem Tee und Abendbrot ging Kornej so gleich in die Kammer, in der er mit Marfa und dem kleinen Mädchen schlief. Marfa blieb noch im großen Zimmer zurück, um das Geschirr aufzuräumen. Kornej saß mit aufgestützten Ellenbogen allein am Tisch und wartete. Der Ingrim gegen seine Frau kochte immer mehr und mehr in ihm.

Er nahm das Rechenbrett von der Wand, zog ein Notizbuch aus

der Tasche und fing an zu rechnen, um seine Gedanken zu zerstreuen. Er rechnete, in dem er von Zeit zu Zeit nach der Tür sah und auf die Stimmen, die vom großen Zimmer kamen, lauschte.

Einige Male hörte er, wie die Stubentüre geöffnet wurde und jemand in den Hausflur ging; es war aber immer noch nicht sie. Endlich vernahm er ihre Schritte, ein Ruck an der Türe, diese gab nach, und sie trat ein, gerötet, hübsch, mit einem roten Tuche angetan, mit dem Kinde auf dem Arm.

»Bist wohl recht müde von der Reise?« sagte sie lächelnd, als bemerke sie sein mürrisches Antlitz gar nicht.

Kornej blickte sie an, gab aber keine Antwort und fing von neuem zu rechnen an, obgleich er nichts mehr zu rechnen hatte.

»Es ist schon spät«, fuhr sie dann fort, indem sie das Kind auf den Boden stellte und zum Verschlag trat.

Er hörte, wie sie das Bett zurecht machte und das Mädchen zur Ruhe brachte.

»Die Leute lachen«, dachte er, sich an Kusmas Worte erinnernd. »Aber warte nur«, sagte er zu sich, und mühsam Atem schöpfend erhob er sich langsam, steckte den Bleistiftstummel in die Westentasche, hängte das Rechenbrett wieder an den Nagel und näherte sich der Verschlagtüre. Sie stand mit dem Gesichte zu den Heiligenbildern gewendet und betete. Er blieb stehen, um zu warten. Lange bekreuzte sie sich, verbeugte sich und betete leise. Ihm schien, als hätte sie längst alle Gebete hergesagt und wieder hole sie absichtlich mehrmals. Endlich aber machte sie doch die tiefe Verbeugung, richtete sich kerzengerade auf, lispelte noch irgend eine Gebetsformel vor sich hin und drehte ihm das Gesicht zu.

»Agaschka schläft bereits«, sagte sie, und indem sie lächelnd auf das Mädchen wies, setzte sie sich auf das knarrende Bett.

»Ist Jevstegnej schon lange da?« fragte Kornej durch die Türe tretend.

Sie warf mit ruhiger Bewegung einen ihrer dicken Zöpfe über die Achsel auf die Brust, begann ihn mit flinken Fingern aufzulösen und schaute ihn dabei mit lachenden Augen gerade an.

»Jevstegnej? Ich weiß gar nicht mehr; wohl zwei oder drei Wochen sind's.«

»Lebst du mit ihm?« sagte Kornej.

Sie ließ den Zopf aus den Händen, nahm ihn aber sofort wieder, um ihr rauhes, dichtes Haar weiter zu flechten.

»Was sie nicht alles ausdenken! Ich sollte mit Jevstegnej leben!« rief sie, besonders klangvoll das Wort »Jevstegnej« aussprechend. »Was sie aus denken. Wer hat's dir gesagt?«

»Sprich, ist's wahr oder nicht?« rief Kornej und ballte seine mächtigen Hände in den Taschen.

»Wozu müßiges Zeug schwatzen! Soll ich dir die Stiefel ausziehen?«

»Antworte!« wiederholte er.

»Na, das ist mal was Rechtes! Sollt' ich auf Jevstegnej verfallen«, sagte sie. »Möchte nur wissen, wer dich belogen hat.«

»Was hast du mit ihm im Hausflur gesprochen?«

»Was ich gesprochen? Daß man einen Reifen ums Faß schlagen muß, das habe ich gesprochen. Warum quälst du mich eigentlich?!«

»Ich befehle dir: sprich die Wahrheit! Ich schlage dich tot, Canaille!«

Er packte sie beim Zopf.

Sie riß den Zopf aus seinen Händen mit vor Schmerz verzerrtem Gesicht.

»Habe ich dich geheiratet, damit du mich mißhandelst? Nichts Gutes habe ich von dir erlebt. Solch ein Leben kann einen zur Verzweiflung bringen.«

»Zur Verzweiflung bringen«, wiederholte er, auf sie zugehend.

»Warum hast du mir den halben Zopf ausgerissen? Sieh nur, wie mir die Haare ausgehen!

Warum läßt du mich nicht in Ruh!! Wahr ist's, daß . . .

Sie sprach nicht zu Ende. Er packte sie bei der Hand, riß sie vom Bett weg und schlug sie auf den Kopf, auf Seiten und Brust. Seine Wut steigerte sich, je mehr er zuschlug. Sie schrie, wehrte sich, wollte sich losreißen, aber er ließ sie nicht. Das Kind wurde wach,

und stürzte zur Mutter.

— »Mama!« schrie es aus Leibeskräften.

Kornej packte das Kind bei der Hand, riß es von der Mutter los und schleuderte es wie eine Katze in den Winkel. Das Mädchen stieß einen Schrei aus und verstummte danach auf einige Augenblicke.

»Elender! Du hast das Kind getötet!« schrie Marfa und suchte sich aufzurichten, um zu ihrem Töchterlein zu gelangen.

Aber er packte sie von neuem und gab ihr einen Schlag auf die Brust, so daß sie ebenfalls lautlos rücklings auf den Boden fiel. Nur das Mädchen schrie jetzt jämmerlich, schwer um Atem ringend.

Da trat die Alte wankenden Schrittes, ohne Kopftuch, mit zerzaustem grauem Haar und zittern dem Kopfe herein, und ohne auf Kornej und Marfa einen Blick zu werfen, wandte sie sich zur Enkelin, die ganz verzweifelt weinte, und hob sie auf.

Kornej stand da, wie vom Traume erwacht, und blickte, schwer Atem holend, um sich; er schien nicht zu wissen, wo er sei, und wen er vor sich sähe.

Marfa hob den Kopf auf und wischte sich stöhnend mit dem Hemde das Blut aus dem Gesicht.

»Du niederträchtiger Bösewicht!« rief sie. »Ja, mit Jevstegnej lebe ich, habe auch früher mit ihm gelebt. Töte mich nur! Auch ist Agaschka nicht dein Kind; von ihm habe ich sie«, — sagte sie rasch, indem sie sich in Erwartung eines Schlages das Gesicht mit dem Ellenbogen bedeckte.

Aber Kornej starrte nur wie geistesabwesend um sich, indem er schwer schnaufte.

»Sieh nur, was du mit dem Mädchen angestellt hast«, rief die Alte, ihm den ausgerenkten, herabhängenden Arm des unaufhörlich laut schreienden Kindes zeigend. Kornej wendete sich schweigend um und ging in den Hausflur und von da auf die Vortreppe hinaus.

Draußen war es immer noch so frostig und trübe wie vordem. Winzige Schneekristalle fielen ihm auf die brennenden Wangen, die Stirn. Er ließ sich auf der Treppe nieder und strich mit der hohlen

Hand den Schnee vom Geländer. Hinter der Tür hörte man Marfas Stöhnen und das jammervolle Weinen des Kindes. Dann öffnete sich die Türe nach dem Hausflur, und er vernahm, wie seine Mutter mit dem Mädchen aus der Kammer kam und durch den Hausflur in die große Stube ging. Er erhob sich und ging in die Kammer, die durch die herab geschraubte Lampe nur schwach erhellt war. Sobald er eintrat, wurde Marfas Gestöhn hinter der Bretter wand lauter. Schweigend kleidete er sich fertig an, holte den Handkoffer unter der Bank hervor, packte seine Sachen hinein und band ihn mit einem Strick zusammen.

»Warum hast du mich zerschlagen? Warum? Was habe ich dir getan?« Hub Marfa an zu klagen. Kornej gab keine Antwort; er nahm seinen Koffer und ging damit zur Türe. Marfa schrie nun in ganz anderem, bösem Tone: »Du Räuber, elender, glaubst du, für dich gäbe es kein Gericht?«

Ohne zu antworten, stieß Kornej die Türe mit dem Fuße auf und schlug sie hinter sich so kräftig zu, daß die Wände erzitterten.

Er ging in die große Stube, weckte den Stummen und befahl ihm, das Pferd einzuspannen. Der Stumme, der sich nicht gleich, zurecht finden konnte, schaute seinen Onkel nur verwundert und fragend an und fuhr sich mit beiden Händen in die Haare. Dann, als er endlich begriffen, was man von ihm verlangte, sprang er empor, zog seine Filzschuhe und den zerrissenen Halbpelz an, nahm die Laterne und ging in den Hof.

Es war schon ganz hell, als Kornej mit dem Stummen in einem kleinen Schlitten zum Tore hinausfuhr, denselben Weg zurück, auf dem er am Vorabend mit Kusma hergefahren kam.

Auf der Station kam er fünf Minuten vor Abfahrt des Zuges an. Der Stumme sah, wie er eine Fahrkarte löste, seinen Handkoffer nahm und in einen Wagen stieg, wie er ihm dann mit dem Kopfe zu nickte und wie darauf der Wagen seinen Blicken entschwand.

Marfa hatte außer den Beulen im Gesicht auch eine bedeutende Verletzung am Kopfe und zwei gebrochene Rippen, aber die kräftige

junge Frau erholte sich nach einem halben Jahre so vollständig, daß keine Spur von den Schlägen bei ihr zurückblieb, während das Kind zeitlebens ein Krüppel blieb. Es hatte die beiden Vorderarmknochen gebrochen, und eine Hand blieb lahm.

Von Kornej aber hörte man seit der Zeit, da er fortgegangen, nichts mehr; man wußte nicht, ob er lebe oder tot sei.

II.

Siebzehn Jahre waren verflossen. Es war im Spätherbst. Die Sonne kreiste niedrig und um die vierte Stunde dämmerte es bereits.

Die Viehherde von Andrejevka kehrte ins Dorf zurück. Der Hirt, der seinen Termin abgedient hatte, war vor den Fasten weggegangen, und das Vieh wurde abwechselnd von Frauen und Knaben gehütet.

Die Herde war soeben aus dem Haferstoppelfeld auf den kotigen, von Hornviehspuren aufgewühlten und von Radspuren durchfurchten, schwarz erdigen breiten Landweg gekommen und bewegte sich mit unaufhörlichem Brüllen und Blöken vorwärts dem Dorfe zu. Auf dem Wege, der Herde voran, ging ein hochgewachsener Greis, eingehüllt in einen vom Regen dunkel gefärbten geflickten Bauernkittel, einen Ledersack auf dem gebeugten Rücken und eine große Mütze auf dem Kopfe. Haar und Bart war kraus und grau, nur die dichten Augenbrauen hatte er schwarz. Der Greis kam nur mühsam in seinen durchnässten, groben, ausgetretenen, kleinrussischen Stiefeln im kotigen Boden vorwärts, indem er sich bei jedem Schritt auf seinen Eichenstock stützte. Als die Herde ihn eingeholt hatte, blieb er, auf seinen Stock gelehnt, stehen. Ein junges Weib in auf geschürztem Rock und Männerstiefeln, mit einem groben Sackleinen über dem Kopf, lief mit flinken Beinen bald auf die eine, bald auf die andere Wegseite, um die zurückbleibenden Schafe und Schweine anzutreiben. Als sie den Alten erreicht hatte, blieb sie stehen, indem sie ihn aufmerksam anblickte.

»Grüß Gott, Altväterchen!« sprach sie sodann mit wohlklingender,

zärtlicher, junger Stimme.

»Grüß Gott, du Brave!« erwiderte der Greis.

»Wirst du hier übernachten?«

»Wahrscheinlich. Bin müde«, sagte der Greis mit heiserer Stimme.

»Brauchst nicht zum Dorfschulzen zu gehen, Altväterchen«, sagte liebevoll das junge Weib. »Komm grad' zu uns, gleich das dritte Haus rechts. Schwiegermutter nimmt Wandersleute immer gern auf.«

»Das dritte Haus, sagst du. Sinovjevs also?« sagte der Greis, indem er bedeutungsvoll die schwarzen Augenbrauen hob.

»Kennst du sie denn?«

»Wohl, wohl.«

»Was gaffst du denn, Fedjuschka? Die Lahme ist ja ganz zurückgeblieben!« — rief die junge Frau, auf das hinter der Herde auf drei Beinen nach hinkende Schaf zeigend, und lief zurück, um das lahme, schwarze Schaf zu holen, indem sie mit der rechten Hand die Rute in der Luft schwang und mit der lahmen linken eine eigentümliche Bewegung machte, um das Sacklinnen festzuhalten.

Der Greis war Kornej und die junge Frau die nämliche Agaschka, der er vor siebzehn Jahren eine Hand gebrochen. Sie war in Andrejevka, vier Werst von Gaji entfernt, verheiratet und ihr Mann gehörte einer wohlhabenden Familie an.

Kornej Vasiljev war aus einem kräftigen, stolzen, reichen Manne der geworden, der er jetzt war: ein alter schwacher Bettler, der außer den abgetragenen Kleidern, die er am Leibe trug, nichts besaß, als zwei Hemden in seinem Sack und seinen Militärschein. Diese ganze Veränderung war so allmählich vor sich gegangen, daß er gar nicht hätte sagen können, wann sie begonnen und wann sie sich vollzogen habe. Eines nur wußte er und hielt daran mit Überzeugung fest, nämlich, daß die Ursache seines Unglückes, seine Verderberin, seine Frau war. Es war ihm unheimlich und schmerzlich, daran zu denken, was er früher gewesen, und wenn er es tat, stieg ein erbitterter Haß gegen diejenige in ihm auf, die er als Ursache all des

Übels betrachtete, das er während dieser siebzehn Jahre erlitten hatte.

In der Nacht, als er sein Weib geschlagen, reiste er zu dem Gutsbesitzer, der den Wald zu verkaufen hatte. Der Kauf kam aber nicht zu stande. Der Wald war schon verkauft, und so kehrte er nach Moskau zurück und fing dort das Trinken an. Er hatte auch früher getrunken, jetzt aber soff er zwei Wochen ohne Aufhören und als er wieder zur Besinnung kam, reiste er nach Süden, um Vieh zu kaufen. Aber der Kauf war schlecht ausgefallen, und er erlitt einen Verlust dabei. Er reiste ein zweites Mal. Auch beim zweiten Kauf hatte er kein Glück. Und nach einem Jahre waren ihm von seinen dreitausend Rubeln nur noch fünfundzwanzig übrig geblieben, und er war gezwungen, in Dienst zu treten. Dabei nahm auch seine Neigung zum Trunke immer mehr zu.

Zuerst war er Verwalter bei einem Viehhändler, aber schon nach einem Jahr wurde er von diesem entlassen, als er sich bei einer Reise angetrunken hatte. Dann kam er zu einem Bekannten, einem Weinhändler, aber auch hier blieb er nicht lange. Seine Rechnungen stimmten nicht, und er wurde entlassen. Nach Hause zu fahren schämte er sich, auch war er noch zu sehr aufgebracht. »Sie werden auch ohne mich fertig«, dachte er; »wer weiß, ob auch der Junge mir gehört?«

Es ging ihm immer schlechter. Ohne Schnaps konnte er gar nicht mehr leben. Nicht als Verwalter, als Viehtreiber mußte er sich jetzt verdingen. Aber auch als solcher konnte er später nicht mehr unterkommen.

Je schlechter es ihm ging, um so mehr beschuldigte er »sie« und um so mehr nahm sein Haß gegen sie zu.

Als er das letzte Mal bei einem unbekanntem Händler als Viehtreiber diente, erkrankte das Vieh. Kornej war nicht schuld daran, aber der Eigentümer wurde aufgebracht und entließ sowohl den Verwalter als auch ihn. Er konnte nun gar keine Stelle mehr finden, und so beschloß er denn, auf die Pilgerschaft zu gehen. Er machte sich ein Paar Stiefel zurecht, nahm eine gute Tasche, packte Tee und Zucker ein, nahm acht Rubel Geld mit und ging nach Kijew.

Dort gefiel es ihm aber nicht, und so ging er weiter nach dem Kaukasus, nach Neu-Athos. Unterwegs wurde er indessen vom Wechselfieber befallen. Er war plötzlich schwach geworden. An Geld war ihm nur ein Rubel und siebenzig Kopeken geblieben. Bekannte hatte er nicht, und so beschloß er, nach Hause zu seinem Sohn zu gehen. »Möglich, daß sie, meine Verderberin, auch schon gestorben ist«, dachte er sich. »Und wenn sie lebt, so will ich ihr, der Elenden, wenigstens jetzt vor dem Tode alles rund heraussagen, damit sie wisse, was sie aus mir gemacht hat«, — dachte er weiter und ging heimwärts.

Das Fieber schüttelte ihn jeden zweiten Tag und schwächte ihn immer mehr, so daß er nur mit Mühe zehn bis fünfzehn Werst täglich zurücklegen konnte. Als er nur noch zweihundert Werst von seinem Hause entfernt war, ging ihm das Geld vollständig aus, und er mußte um Almosen bitten und abends den Dorfschulzen um ein Nachtlager angehen. »So weit hast du mich gebracht«, dachte er und ballte, wie er's seit langem gewöhnt war, die alten, schwachen Fäuste gegen seine Frau. Aber es war niemand da, den er schlagen konnte, und es war auch keine Kraft mehr in seinen Fäusten.

Zwei Wochen brauchte er, um diese zweihundert Werst zurückzulegen, und er war ganz schwach und krank geworden, als er, nur noch vier Werst von seinem Hause entfernt — ohne sie zu erkennen und ohne selbst erkannt zu werden — jene Agaschka an getroffen, die für seine Tochter galt, es aber nicht war, und der er den Arm gebrochen hatte.

III.

Er tat so, wie ihn Agaschka geheißen hatte. Im Hofe Sinovjevs angekommen, bat er um ein Nachtlager . . . Er wurde aufgenommen.

In das Zimmer tretend bekreuzigte er sich, wie er es immer tat, vor den Heiligenbildern und begrüßte die Hausleute.

»Du bist durchkältet, Großväterchen, geh nur auf den Ofen!« sagte die alte, runzlige, lebhaftige Bäuerin, indem sie den Tisch

aufräumte.

Agafjas Mann, ein noch junger Bauer, saß beim Tisch und machte die Lampe zurecht.

»Bist du aber naß, Großvater!« sagte er. »Na, was soll man machen! Trockne dich nur!«

Kornej zog seine Kleider und Stiefel aus, hingte die Fußlappen vor dem Ofen auseinander, dann stieg er selbst hinauf.

Inzwischen kam Agafka mit einem Krug ins Zimmer. Sie hatte bereits die Herde eingetrieben und das Vieh versorgt.

»War nicht ein alter Mann, ein Pilger da?« fragte sie. »Ich sagte ihm, er solle zu uns kommen.«

»Schau, da ist er«, sprach der Bauer, nach dem Ofen zeigend, wo Kornej saß, sich die stark behaarten, knöchigen Beine reibend.

Zum Tee luden die Bauern auch Kornej ein. Er stieg herunter und nahm am Bankende Platz. Man reichte ihm eine Tasse und ein Stück Zucker.

Das Gespräch drehte sich um das Wetter und um das Einbringen des Getreides. »Man kriegt kein Korn in die Hand«, äußerten sie. »Bei den Gutsherrn wächst das Korn aus. Sobald man sich an die Einfuhr macht, ist sofort der Regen wieder da. Die Bauern haben eingeschauert. Den Herrschaften fault das Korn; auch gibt es Mäuse in den Garben, eine Unmenge.

Kornej erzählte, daß er unterwegs noch ein ganzes Feld voller Garben gesehen.

Die junge Frau goß ihm die fünfte Tasse schwachen, kaum gelblichen Tees ein und reichte sie ihm.

»Das macht nichts, trinke nur, Altväterchen, zur Gesundheit!« sagte sie auf seine Weigerung.

»Was fehlt dir denn, daß du eine lahme Hand hast?« fragte er sie, indem er behutsam die volle Tasse von ihr in Empfang nahm und seine Brauen zusammenzog.

»Als sie noch klein war, wurde sie ihr gebrochen; ihr Vater war's, der unsere Agaschka umbringen wollte«, sagte die alte gesprächige Schwiegermutter.

»Warum denn?« fragte Kornej. Und indem er der jungen Frau ins Gesicht blickte, erinnerte er sich plötzlich des weißen Jevstegnej mit seinen blauen Augen, und die Hand, welche die Tasse hielt, zitterte derart, daß er die Hälfte des Tees vergoß, bis er sie auf den Tisch stellte.

»So einen Mann gab's bei uns in Gaji, ihr Vater war's, Kornej Vasiljev war sein Name. Ein reicher Mann war es. Im Zorne gegen seine Frau schlug er sie zu Schanden und diese da hat er auch zum Krüppel gemacht.«

Kornej schwieg, indem er unter den fortwährend hin und her fahrenden schwarzen Brauen hervor bald auf den Bauern, bald auf Agaschka blickte.

»Ja warum denn?« fragte er, in den Zucker beißend.

»Wer kann das wissen! Von uns Frauensleuten wird viel geschwätzt und wir müssen dann die Folgen dafür tragen«, — sagte die Alte. »Wegen des Knechtes, hieß es, sei ein Streit entstanden. Der Knecht war ein braver Junge aus unserem Dorfe. Er ist dann bei ihnen im Hause auch gestorben.«

»Gestorben ist er?« fragte Kornej zurück und räusperte sich.

»Längst schon. Von ihnen eben holten wir die Schwiegertochter. Sie führten ein gutes Leben und waren die ersten im Dorfe, solange der Hausherr lebte.«

»Was geschah denn mit ihm?« — fragte Kornej.

»Er wird wohl auch gestorben sein. Verschwunden ist er. Es werden etwa fünfzehn Jahre seither sein.«

»Es wird wohl länger her sein; mir hat die Mutter erzählt, daß sie mich eben entwöhnt hatte.«

»Und du hast keinen Groll gegen ihn, daß er dir die Hand . . . « fing Kornej an und verschluckte sich plötzlich.

»War's denn ein Fremder? Es war doch der Vater. Nun trinke noch gegen die Kälte. Soll ich dir eingießen?«

Kornej antwortete nicht; er schluchzte.

»Was hast du denn?«

»Es ist nichts. Vergelt's Gott!«

Und Kornej umfaßte mit zitternden Händen den Pfeiler, dann das Ofengerüst und kroch mit seinen großen mageren Beinen auf den Ofen.

»Sieh doch nur!« sagte die Greisin zum Sohne, indem sie nach dem Alten mit den Augen winkte.

IV.

Am andern Tag war Kornej früher als alle anderen aufgestanden. Er stieg vom Ofen herab, rieb die eingetrockneten Fußlappen zurecht, zog mit Mühe die harten Stiefel an und hing sein Bündel um.

»Frühstücke doch mit uns, Großvater«, meinte die Alte.

»Vergelt's Gott, ich muß gehen.«

»So nimm wenigstens von den gestrigen Fladen mit. Ich will sie dir in das Bündel stecken.«

Kornej bedankte sich und nahm Abschied.

»Kehre nur wieder ein, wenn du zurückkommst, falls wir noch leben . . . «

Draußen lag dichter Herbstnebel, der alles verhüllte. Kornej aber kannte den Weg genau, jeden Hügel und jeden Abhang, jeden Strauch und alle Weiden rechts und links am Wege, obzwar in den siebzehn Jahren so manche niedergehauen worden waren, um jungen Platz zu machen, und aus so manchen jungen alte geworden waren.

Das Dorf Gaji war dasselbe geblieben, nur waren am Dorfende einige neue Häuser entstanden, welche es früher nicht gab.

Und hölzerne Häuser hatten sich in Ziegelbauten umgewandelt. Sein Steinhaus war dasselbe geblieben, nur inzwischen gealtert. Das Dach war lange nicht mehr angestrichen worden, an der Ecke waren Ziegel herausgefallen und die Vortreppe war verschoben.

Als er sich seinem ehemaligen Haus näherte, kam eben durch das knarrende Tor ein Mutterpferd mit seinem Fohlen, ein alter, grauer Wallach und ein dreijähriges Pferd. Der alte Graue war ganz jener

Stute ähnlich, die er ein Jahr vor seinem Fortgange vom Jahrmarkt gebracht hatte.

»Das wird derselbe sein, mit dem sie damals trüchtig war. Der nämliche steile Bau, auch die nämliche breite Brust und die struppigen Füße«, dachte er.

Ein schwarzäugiger Knabe in neuen Bastschuhen führte die Pferde zur Tränke. »Das dürfte ein Enkel sein, Fedjkas Sohn, schwarzäugig wie er«, dachte sich Kornej.

Jetzt stand er dicht vor dem Hause.

Der Knabe schaute den unbekanntem Alten an und lief dann dem übermütig in Kot herumspringen den jungen Hengst nach. Dem Knaben folgte ein Hund, ebenso schwarz wie der ehemalige Voltschok war.

»Sollte das wirklich Voltschok sein?« dachte er. Und er entsann sich, daß dieser nun zwanzig Jahre alt sein müßte. Er näherte sich der Vortreppe und stieg mühsam die Stufen hinan, auf denen er damals gesessen und den Schnee vom Geländer gestrichen hatte, und öffnete die Hausflurtür.

»Warum kommst du herein ohne Erlaubnis?« schrie ihn eine Frauenstimme an, die aus dem Zimmer kam. Er erkannte ihre Stimme. Und nun trat sie selbst, ein runzliges, sehniges, altes Weib, auf den Flur heraus. Kornej hatte jene junge, schöne Marfa erwartet, die ihn beleidigt hatte. Diese haßte er und wollte sie mit Vorwürfen überschütten, und nun stand statt ihrer ein altes Weib vor ihm.

»Wenn du Almosen willst, so hast du beim Fenster zu bitten«, sprach sie mit schriller, kreischender Stimme.

»Ich will kein Almosen«, sagte Kornej.

»Was willst du denn sonst? Was denn?«

Sie hielt plötzlich inne. Und er sah es ihrem Gesichte an, daß sie ihn erkannt hatte.

»Gar zu viele treibt ihr euch herum. Packe dich, packe dich in Gottes Namen!«

Kornej fiel mit dem Rücken gegen die Wand und schaute unverwandt auf sie, indem er sich auf den Stock stützte, und er

empfand mit Verwunderung, daß in seiner Seele nichts mehr von dem Zorn war, den er so viele Jahre in sich genährt, daß ihn viel mehr plötzlich eine Art Schwäche und Rührung überwältigte.

»Marfa, wir müssen alle 'mal sterben.«

»Packe dich, packe dich in Gottes Namen!« rief sie schnell und böse.

»Hast du mir sonst nichts zu sagen?«

»Gar nichts habe ich dir zu sagen«, sagte sie. — »Packe dich, in Gottes Namen, packe dich, packe dich! Von euch Teufelskerlen und Faulenzern treiben sich viele herum.«

Mit raschen Schritten ging sie zurück ins Zimmer und schlug die Tür zu.

— »Warum scheltet Ihr?«, ließ sich eine männliche Stimme hören, und aus der Türe kam, mit dem Beil im Gürtel, ein dunkelhaariger Bauer, ganz so, wie Kornej vor vierzig Jahren aussah, nur etwas kleiner und schwächtiger, aber mit denselben schwarzen, glänzenden Augen.

Es war derselbe Fedjka, dem er vor siebzehn Jahren das Bilderbuch geschenkt hatte. Er war es, der es der Mutter vorhielt, daß sie kein Erbarmen mit einem Bettler habe. Mit ihm zugleich, ebenfalls mit dem Beil im Gürtel, war auch der stumme Neffe herausgekommen, jetzt ein erwachsener, runzlicher, sehniger Mann mit dünnem Bart und langem Halse. Seine Augen blickten entschlossen und vorsichtig durch dringend um sich. Beide Bauern hatten soeben gefrühstückt und wollten in den Wald gehen.

»Sofort, Großväterchen«, sagte Fedor und machte dem Stummen Zeichen, indem er zuerst auf den Alten und dann auf die Kammer wies, dabei mit der Hand die Bewegung des Brotschneidens machend.

Fedor ging auf die Straße, und der Stumme kehrte ins Haus zurück. Kornej stand noch immer mit gesenktem Kopfe da, an die Wand gelehnt und sich auf den Stock stützend. Er empfand eine große Schwäche und unterdrückte nur mit Mühe das Weinen. Der Stumme kam aus dem Hause mit einer großen Scheibe frischen, duftenden Schwarzbrotens und reichte sie Kornej. Nachdem Kornej,

sich bekreuzend, das Brot angenommen, wendete sich der Stumme gegen die Stubentüre, strich mit beiden Händen über das Gesicht und tat so, als spuckte er aus. Damit drückte er seine Mißbilligung über das Verhalten der Tante aus. Plötzlich hielt er wie betäubt inne und stierte, den Mund aufsperrend, Kornej an, als ob er ihn erkenne. Kornej konnte seine Tränen nicht mehr zurückhalten und sich Augen, Nase und den grauen Bart mit dem Kaftanschoß trocknend, wandte er sich vom Stummen ab und ging auf die Vortreppe hinaus. Er hatte ein sonderbares, feierliches Gefühl der Rührung, Demut und Erniedrigung vor dem Sohne, vor ihr, vor allen Leuten, und dieses Gefühl durch schnitt ihm zugleich schmerzhaft und wohltuend die Seele.

Marfa schaute durchs Fenster und atmete erst dann beruhigt auf, als sie sah, daß der Alte hinter der Hausecke verschwunden war.

Als sie sich seines Fortganges vergewissert hatte, setzte sie sich zum Webstuhl und fing zu weben an. Wohl zehnmal zog sie den Kamm an, aber die Hände wollten ihr nicht gehorchen. Sie hielt inne und begann an Kornej zu denken, wie er ihr soeben entgegen getreten war; sie wußte, daß er es gewesen, er, der sie beinah getötet und der sie einst geliebt hatte, und es wurde ihr ganz entsetzlich ob dem zu mute, was sie soeben getan. »Nicht das habe ich getan, was ich tun mußte. Wie aber hätte sie ihm begegnen sollen? Er sagte ja nicht, daß er Kornej sei und daß er nach Hause gekommen.«

Sie nahm wiederum das Schiffchen in die Hände und wob weiter bis in den späten Abend.

V.

Kornej hatte sich bis zum Abend mit großer Mühe nach Andrejevka geschleppt und erbat sich bei Sinovjevs wieder ein Nachtlager, welches ihm auch gewährt wurde.

»Wie, du bist nicht weiter gekommen, Großvater?« fragte man ihn.

»Nein, ich bin ganz schwach. Werde wohl zurückmüssen. Laßt ihr

mich übernachten?»

»Du wirst ja die Schlafstelle nicht durchliegen. Komm nur und trockne dich.«

Die ganze Nacht hindurch schüttelte Kornej das Fieber. Erst gegen Morgen schlummerte er ein, und bei seinem Erwachen waren sämtliche Hausleute schon ihren Geschäften nachgegangen, nur Agafja allein war im Zimmer zurückgeblieben.

Kornej lag auf dem Ofen, auf einem trockenen Kaftan, den ihm die Alte untergebreitet hatte.

Agafja nahm das Brot aus dem Ofen.

»Meine Brave«, rief er mit schwacher Stimme, — »komm näher zu mir.«

»Sofort, Großvater«, gab sie zur Antwort, die Brote herausholend. »Willst du vielleicht Kwas trinken?«

Er antwortete nicht.

Nachdem sie das letzte Brot herausgeholt hatte, trat sie zu ihm mit einem Krüge Kwas. Aber er trank nicht; jedoch so, wie er dalag, mit dem Gesicht nach oben gekehrt, ohne sich zu ihr zu wenden, fing er zu sprechen an.

»Gascha«, sagte er ganz leise, »meine Zeit ist gekommen. Ich will sterben. Nun denn, verzeihe mir, um Christi Willen.«

»Gott verzeiht. Du hast mir doch nichts Böses getan.«

Er schwieg eine Weile.

»Und noch etwas: geh', meine Brave, geh' zur Mutter und sag' ihr . . . der Pilger, sag' . . . der gestrige Pilger, sag' . . . «

Er fing zu schluchzen an.

»Warst du denn bei den unsrigen?«

»Ja. Sag', der gestrige Pilger . . . der Pilger, sag'«, — wiederum erstickten Tränen seine Stimme. Endlich aber ermannte er sich und vollendete: »war gekommen, um Abschied von ihr zu nehmen.«

Dann tastete er an seiner Brust herum.

»Ich werde es ihr sagen, Großvater, sicher werde ich es ihr sagen! Was suchst du aber?« sprach Agafja.

Der Alte antwortete nicht, er zog nur, vor Anstrengung die Züge

verzerrend, mit seiner mageren, behaarten Hand ein Schreiben hervor und reichte es ihr.

»Und dies da gib dem, der's verlangt. Mein Militärschein ist's. Gott sei Dank, die Sünden alle sind gesühnt«, und sein Gesicht nahm einen feierlichen Ausdruck an. Die Brauen schoben sich hinauf, die Augen stierten nach der Decke, und er wurde ganz ruhig.

»Die Kerze«, sagte er, ohne die Lippen zu bewegen.

Agafja hatte verstanden. Sie nahm von den Heiligenbildern die angebrannte Wachskerze, zündete sie an und reichte sie ihm. Er hielt sie mit dem Daumen und Zeigefinger fest.

Agafja entfernte sich, um seinen Schein in einem Kästchen zu verwahren, und als sie sich ihm wieder näherte, fiel ihm die Kerze aus der Hand, die starren Augen sahen nicht mehr und die Brust hatte aufgehört zu atmen.

Agafja bekreuzte sich, blies die Kerze aus, nahm ein reines Handtuch und bedeckte damit sein Gesicht . . .

Diese ganze Nacht konnte Marfa nicht ein schlafen und dachte beständig an Kornej. Am Morgen zog sie die Jacke an, nahm ein Tuch um und machte sich auf, um zu erfahren, wo der Alte geblieben sei. Bald wußte sie, daß er nach Andrejevka gegangen war. Marfa zog aus dem Zaun einen Stock heraus und ging nach Andrejevka, Je weiter sie kam, desto banger ward ihr zumute.

»Ich will von ihm Abschied nehmen, ihn nach Hause bringen und die Sünde wieder gutmachen, damit er doch wenigstens zu Hause beim Sohne sterben kann«, dachte sie.

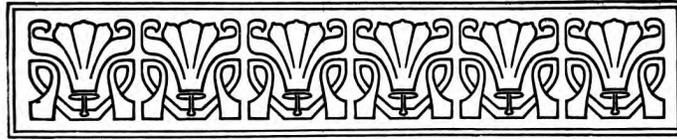
Als sich Marfa dem Gehöft ihrer Tochter näherte, sah sie eine Menge Leute vor dem Hause. Ein Teil stand im Hausflur, ein anderer vor den Fenstern. Alle wußten schon, daß der einst in der ganzen Gegend weit und breit bekannte, angesehene und reiche Kornej Vasiljev als armer Pilgersmann im Hause seiner Tochter gestorben war. Die Stube war ebenfalls voll von Leuten. Die Bäuerinnen flüsterten unter einander, stöhnten und seufzten.

Als Marfa in die Stube trat und die Leute ihr Platz machten, da sah

sie unter den Heiligenbildern die gewaschene, mit einem Tuche zugedeckte Leiche aufgebahrt. Filipp Kononitsch las in singendem Tone wie ein Küster die Worte des Psalters.

Nun war es zu spät, Verzeihung zu gewähren oder zu erbitten. Und aus den strengen, schönen, alten Zügen Kornejs konnte man nicht entnehmen, ob er verzeihe oder ihr noch zürne.





Das Gebet.



. . . Euer Vater weiß, was ihr bedürftet,
ehe ihr es von ihm verlangt . . .
Matth. VI. 8.

»Nein, nein und nochmals nein! Doktor, das kann nicht sein! Kann man denn gar nichts tun? Warum schweigt ihr denn alle!« . . .

So sprach die junge Mutter, indem sie mit großen, entschlossenen Schritten aus der Kinderstube trat, wo ihr erstes und einziges dreijähriges Söhnchen, von Gehirnhautentzündung befallen, im Sterben lag.

Der Mann der Frau und der Arzt, die leise miteinander gesprochen hatten, verstummten. Zaghafte trat der Mann an sie heran, berührte ihr zerzaustes Haar sanft mit der Hand und seufzte schwer auf. Der Arzt stand da mit gesenktem Kopfe, sein Schweigen und seine Unbeweglichkeit drückten die Hoffnungslosigkeit der Lage aus.

»Was kann man tun?« sagte der Mann. »Was kann man denn tun, meine Liebe« . . .

»Ach, rede nicht, rede nicht!« schrie sie auf, als wäre sie zornig auf ihn und wolle ihm Vorwürfe machen. Sie wandte sich schnell um und ging der Kinderstube zu.

Der Mann wollte sie zurückhalten.

»Geh nicht, Katya« . . .

Ohne zu antworten, betrachtete sie ihn mit großen, müden Augen und kehrte in die Kinderstube zurück.

Der Knabe ruhte auf den Händen der Kinderfrau, während weiße Kissen seinen Kopf stützten. Seine Augen waren offen, aber er sah nichts. Aus dem zusammengepreßten Mündchen quoll der Schaum in Bläschen hervor. Die Kinderfrau schaute mit unbeweglicher, feierlicher Miene irgendwohin, den Blick von seinem Gesicht abwendend, und rührte sich nicht beim Eintritt der Mutter. Als diese dicht an sie herantrat und die Hand unter das Kissen schob, um das Kind aus den Armen der Amme zu nehmen, sagte diese leise: »Er stirbt!« und wandte sich, von der Mutter ab. Die Mutter aber hörte nicht auf die Worte und nahm den Knaben mit einer zur Gewohnheit gewordenen geschickten Bewegung auf ihre Hände. Das lange, gelockte Haar des Kindes kam dabei in Unordnung. Sie legte es zurecht und schaute ihm ins Gesicht.

»Nein, ich kann nicht«, flüsterte sie, und mit einer raschen, aber behutsamen Bewegung übergab sie den Knaben wieder der Amme und verließ das Zimmer.

Die zweite Woche war bereits herangekommen, seit das Kind krank darniederlag, und während der ganzen Krankheitsdauer hatte die Seele der Mutter mehrmals täglich zwischen Verzweiflung und Hoffnung hin und her geschwankt. Während dieser ganzen Zeit hatte sie Nacht für Nacht kaum anderthalb Stunden geschlafen. Während dieser ganzen Zeit war sie beständig jeden Tag mehrmals in ihr Schlafzimmer gegangen, hatte sich vor das große Bild des Heilands in goldenem Gewände gestellt und zu Gott gebetet, er möge ihren Knaben erretten. Der Heiland, von schwarzer Gesichtsfarbe, hielt in seiner kleinen, schwarzen Hand ein goldenes Buch, worauf schwarz geschrieben stand: »Kommet her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich, will euch erquicken.« Während sie vor diesem Heiligenbilde stand, legte sie alle Kraft ihrer Seele in ihr Gebet. Und wenn sie gleich beim Beten in der Tiefe der Seele empfand, daß sie keinen Berg von der Stelle zu rücken vermöge und daß Gott es nicht nach ihrem, sondern nach seinem Sinne machen würde, betete sie dennoch. Dabei sprach sie gewisse, auswendig gelernte Gebete und auch solche, die sie sich selbst ausdachte und die sie mit besonderer Inbrunst laut hersagte.

Jetzt, als ihr endlich klar wurde, daß ihr Kind gestorben sei, hatte sie eine Empfindung, als Ware in ihrem Kopfe etwas gerissen und drehe sich nun im Kreise, und nachdem sie in ihr Schlafzimmer gekommen war, betrachtete sie alle ihre Sachen mit Verwunderung, als könnte sie den Ort nicht wieder erkennen. Dann legte sie sich aufs Bett und sank mit dem Kopfe nicht auf das Kissen, sondern auf den zusammengelegten Schlafrock ihres Mannes und verlor das Bewußtsein.

Und da sah sie im Traum ihren Kostja, gesund und heiter, mit seinem gelockten Haar und dem zarten, weißen Hälschen im Stühlchen sitzen, mit den vollen und weichwadigen Beinchen schlenkern und, die Lippen vorstreckend, behutsam eine Puppe auf ein Kartonpferd ohne Beine und mit durchbohrtem Rücken setzen.

»Wie gut, daß er lebt«, — denkt sie. — »Und wie grausam ist's, daß er gestorben war. Wozu? Konnte denn Gott, zu dem ich so gebetet habe, zu lassen, daß er sterbe? Wozu hat Gott das nötig? War denn mein Söhnchen jemandem im Wege? Weiß denn Gott nicht, daß er mein ganzes Leben ist, daß ich ohne ihn nicht leben kann? Und da nimmt er ihn plötzlich und martert dieses unglückliche, liebe, 'schuldlose Wesen und zerstört mir mein Leben und antwortet auf all mein Bitten nur damit, daß die Augen meines Lieblings stehen bleiben, daß er sich dehnt, erkaltet, erstarrt.« Und sie schaut wiederum nach ihm hin. Da kommt er, der kleine Schelm, durch eine so hohe Tür, die Händchen schwingend, wie ein Erwachsener. Und schaut um sich und lächelt . . . »Allerliebste! Und ihn wollte Gott so martern und zu Tode quälen! Wozu denn zu ihm beten, wenn er solche Greuel verüben kann?«

Und plötzlich fängt das junge Kindermädchen Matrjoscha etwas sehr Sonderbares zu reden an. Die Mutter weiß, daß dies Matrjoscha ist, doch ist Matrjoscha zugleich ein Engel. »Da sie doch ein Engel ist, warum hat sie denn keine Flügel?«, denkt die Mutter. Übrigens fällt ihr ein, daß ihr jemand — sie erinnert sich nicht wer, aber jemand, der volles Vertrauen verdient, — gesagt hatte, daß es jetzt Engel auch ohne Flügel gebe. Und der Engel Matrjoscha sagte: »Madame, Sie lehnen sich vergeblich gegen Gott auf; er kann

unmöglich alle er hören. Oft bitten die Menschen um Dinge, deren Erhöhung die anderen schädigen würde. So wurde zum Beispiel in ganz Rußland gebetet, und welche Leute waren es, die beteten! Die ersten Bischöfe, die Mönche beteten über Reliquien in Kathedralen, in Kirchen, und alle beteten darum, Gott möge den Russen zum Siege verhelfen gegen die Japaner. War denn das etwas Gutes? Es geziemt sich nicht, um derlei Dinge zu beten, auch kann Gott einem solchen Beter unmöglich zu Gefallen handeln. Beten nicht auch die Japaner um die Verleihung des Sieges? Er ist doch unser aller gemeinsamer Vater. Was soll er da tun? —

»Was soll er da tun, Madame?« — wiederholt Matrjoscha.

»Ja, das ist so. Das ist eine bekannte Sache. Das hat schon Voltaire gesagt. Das wissen alle, und alle sagen das, das meine ich aber nicht. Warum könnte er nicht trotzdem meine Bitte erhören, wenn ich nichts Böses und für andere Schädliches von ihm verlange, nur das eine, daß mein lieber Kleiner nicht umkomme. Ich kann doch ohne ihn nicht leben«, — spricht die Mutter und fühlt dabei, wie das Kind ihr seine vollen weichen Händchen um den Hals legt, und sie fühlt, wie sein kleiner, warmer Körper sich an den ihrigen schmiegt. »Gut, daß das Entsetzliche nicht geschehen ist«, — denkt sie.

»Aber nicht allein das ist's, Madame«, — beharrt Matrjoscha, so einfältig schwätzend wie immer, — »doch nicht allein das ist's. Es kommt vor, daß nur einer bittet, und dennoch ist's unmöglich, daß Gott ihm gewähre, was er sich wünscht. Uns ist das genau bekannt. — Ich muß es ja wissen, weil ich es bin, die Bericht zu erstatten hat«, spricht Matrjoscha, der Engel, genau mit derselben Stimme, mit der sie gestern, als ihre Dienstherrin sie zum Herrn geschickt hatte, zur Kinderfrau sagte: — »Ich muß es doch wissen, daß der Herr zu Hause ist, weil ich es ja zu melden habe.«

»Wie oft hatte ich Bericht zu erstatten«, spricht Matrjoscha, — »daß der eine oder andere gute Mensch — meist war es einer von den jüngeren — Gott bat, ihm zu helfen, damit er keine bösen Taten tue, nicht saufe, nicht liederlich sei, daß er bat, die Sünde möge aus ihm wie ein Splitter heraus gezogen werden.«

»Wie sie doch schön spricht, die Matrjoscha«, denkt die Frau.

»Er aber kann es unmöglich tun, weil jeder sich selbst bestreben muß; nur das eigene Bestreben bringt Nutzen. Sie selbst, Madame, gaben mir das Märchen von der schwarzen Henne zu lesen. Dort wird erzählt, wie die schwarze Henne dem Knaben ein wundertätiges Hanfkorn gab, weil er sie vom Tode errettet hatte, ein Hanfkorn, mit dem er, so lange es sich in seiner Hosentasche befand, alle Auf gaben auswendig wußte, ohne sie zu lernen, und wie er dann eben dieses Hanfkornes wegen völlig aufgehört hatte, zu lernen und das Gedächtnis verlor. Es ist ihm, dem Vater, unmöglich, das Schlechte aus den Leuten herauszunehmen. Auch darum beten hilft ihnen nicht, sondern sie müssen es selbst ausmerzen.«

»Woher nimmt sie diese Worte?« denkt die Frau und sagt:

»Matrjoscha, du antwortest mir aber dennoch nicht auf meine Frage.«

»Gedulden Sie sich, ich will alles sagen«, — spricht Matrjoscha. — »Es kommt auch vor, daß ich zu berichten habe, daß eine Familie ins Elend geraten ist und zwar nicht aus eigener Schuld: Sie weinen alle; statt in schönen Zimmern wohnen sie in einem engen Winkel, sogar des Tees entbehren sie und bitten, ihnen wenigstens ein klein wenig zu helfen. Und doch kann er es nicht in ihrem Sinne tun, weil er weiß, daß das zu ihrem eigenen Besten geschieht. Sie sehen das nicht, aber er, der Vater, sieht es, daß sie im Wohlstande gar bald auf den Hund kommen würden.«

»Das ist richtig«, denkt die Frau. »Warum aber drückt sie sich so gemein aus? ›Auf den Hund kommen‹ . . . das ist ein unpassendes Wort. Ich muß ihr das unbedingt gelegentlich sagen.«

»Nicht danach frage ich dich«, — wiederholt die Mutter. »Ich frage: Warum, weswegen wollte denn dein Gott mir meinen Knaben nehmen?« — Und die Mutter sieht den lebenden Kostja vor sich und hört sein wie Glöcklein klingendes, kindliches, sein eigentümliches, süßes Lachen. — »Warum nahm man mir ihn weg? Wenn Gott das tun konnte, so ist er böse, ein schlechter Gott ist's, dessen man durchaus nicht bedarf; auch will ich ihn nicht kennen.«

Ja, was ist denn das: Matrjoscha ist keine Matrjoscha mehr,

sondern ein völlig anderes, neues, sonderbares, unklares Wesen; auch spricht dieses Wesen nicht laut mit dem Munde, sondern auf eine ganz sonderbare Art direkt ins Herz der Mutter.

»Du erbärmliches, blindes und verwegenes, du vermessenes Geschöpf«, — spricht dieses Wesen. — »Du siehst deinen Kostja so, wie er vor einer Woche war, mit seinen kräftigen, strammen Gliedern, mit seinem langen gelockten Haar und der kindlichen, lieblichen und lebhaften Redeweise. Ist er denn aber immer so gewesen? Es gab eine Zeit, wo du dich freutest, daß er ›Mama‹ und ›Papa‹ sagen und daß er die verschiedenen Personen unterscheiden konnte; und noch früher entzückte es dich, daß er sich emporrichten konnte, und daß er, auf seinen zarten Füßchen taumelnd, einen Stuhl zu erreichen suchte, und noch früher entzückte es euch alle, daß er, wie ein Tierchen, auf dem Boden hin und her rutschen konnte, und noch früher freute es euch, daß er euch erkannte, daß er das haarlose Köpfchen mit der noch weichen Stelle im Schädel aufrecht halten konnte, und noch früher entzückte es euch, daß er nach dem Zülpchen griff und es mit seinem zahnlosen Gaumen zusammenpreßte. Und noch früher, als er eben geboren wurde, freute es euch, daß er am ganzen Leibe rot war und, seine ungeübten Lungen dehnend, jämmerlich schrie. Und noch vorher, ein Jahr früher, wo war er da, als er noch gar nicht existierte? Ihr meint alle, daß ihr stehen bleibt, und daß ihr und diejenigen, die ihr lieb habt, immer so bleiben müssen, wie sie jetzt sind. Ihr bleibt aber doch keine Minute stehen, ihr bewegt euch alle wie das Flußwasser, ihr eilt mit der Schnelligkeit eines Steins, der abwärts fällt, dem Tode entgegen, der euch früher oder später alle erwartet. Warum begreifst du denn nicht, daß er, der aus nichts zu dem wurde, was er war, auch nicht derselbe bleiben konnte, der er war, als er starb; und wie er aus nichts ein Säugling wurde und aus dem Säuglinge ein Kind, so würde aus dem Kinde ein Schulknabe geworden sein, ein Jüngling, ein junger Mann, ein Erwachsener, ein Ausgereifter, ein Greis. Du weißt ja gar nicht, was aus ihm geworden wäre, falls er am Leben geblieben wäre; ich aber weiß es.«

Und nun sieht die Mutter in einer Restauration, in einem elektrisch,

grell erleuchteten *Chambre séparée* (einmal hat ihr Mann sie in eine solche *Restauration* geführt), am Tische, bei den Resten des Nachtmahls, einen widerwärtigen, sich möglichst jung machenden Greis mit aufgedunsenem, runzligem Gesicht und mit aufgezwirbeltem Schnurrbart sitzen. Tief in den weichen Divan eingesunken sitzt er da und betrachtet mit begierigen, trunkenen Augen ein verderbtes, geschminktes Frauenzimmer mit entblößtem, weißem, fettem Busen und spricht laut mit lallender Zunge, indem er eine gemeine Zote mehrmals wiederholt, augenscheinlich sehr befriedigt durch das beifällige, wiehernde Lachen eines andern ähnlichen Paares.

»— Das ist nicht wahr, das ist er nicht, daß ist nicht mein Kostja!« — ruft die Mutter voll Entsetzen, indem sie den abstoßenden Greis betrachtet, der ihr gerade deshalb um so entsetzlicher vorkommt, weil etwas in seinem Blick, ein Zug um seinen Mund sie ganz besonders an Kostja erinnert. »Gut, daß dies ein Traum ist«, — denkt sie. »Der wirkliche Kostja ist der da.« Und sie sieht den kleinen nackten Kostja mit seinem runden Brüstchen vor sich, wie er in der Badewanne sitzt und lachend mit den Füßchen strampelt, und sie sieht ihn nicht nur, sondern sie fühlt es auch, wie er plötzlich ihren bis zum Ellenbogen entblößten Arm erfaßt und küßt und wieder küßt und zuletzt beißt, weil er gar nicht weiß, was er noch mit dieser süßen Hand machen könnte.

»Ja, das ist mein Kostja, und nicht jener schreckliche Greis«, — sagt sie sich. Und bei diesen Worten erwacht sie und steht mit Entsetzen die Wirklichkeit, die kein Erwachen mehr zuläßt.

Sie begibt sich in die Kinderstube. Die Kinderfrau hatte Kostja schon gewaschen und aufgebahrt. Mit spitzem, wächsernem Näschen, mit Grübchen an den Nasenflügeln und aus der Stirn gekämmten Härchen, ruht er etwas erhöht. Um ihn herum brennen Kerzen, und auf dem Tischchen am Kopfende stehen weiße, lila und rosafarbene Hyazinthen. Die Kinderfrau erhebt sich, vom Stuhl und schaut, mit emporgezogenen Augenbrauen und gespitztem Munde, auf das hochliegende, starre Gesichtchen. Durch die andere Tür, der Mutter gegenüber, tritt Matrjoscha ein mit ihrem einfältigen,

gutmütigen Gesichte und mit verweinten Augen.

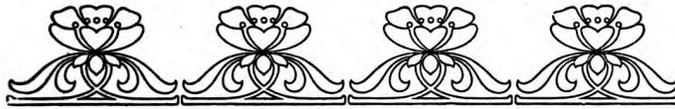
»Wie konnte sie mir sagen, man dürfe nicht betrübt sein, und sie selbst hat geweint!« — denkt die Mutter. Und sie wendet ihren Blick von ihr auf die Leiche. Im ersten Augenblick ist sie betroffen, und es graut ihr vor der entsetzlichen Ähnlichkeit des toten Gesichtleins mit dem Antlitz jenes Greises, den sie im Traume sah; sie verscheucht jedoch gewaltsam diesen Gedanken, und indem sie sich bekreuzigt, legt sie die warmen Lippen an die kleine, kalte, wächserne Stirn, küßt dann die zusammengefalteten, erkalteten Händchen, und plötzlich, ist ihr, als ob der Hyazinthengeruch ihr neu zum Bewußtsein bringe, daß er nicht mehr da sei und nie mehr da sein werde; bitteres Schluchzen überkommt sie, und nochmals küßt sie ihn auf die Stirn und weint zum ersten mal. Sie weint, aber nicht mit hoffnungslosen, sondern mit demütigen Tränen der Rührung. Sie empfindet Schmerz, ist aber nicht mehr empört, klagt nicht, sondern weiß, daß das, was geschehen ist, sein mußte, und daß es deshalb gut war.

»Eine Sünde ist's, Mütterchen, zu weinen«, — spricht die Kinderfrau, indem sie zur kleinen Leiche herantritt und mit dem zusammengefalteten Handtuch die mütterlichen Tränen abwischt, die auf der wächsernen Stirn Kostjas geblieben waren. —

»Die Tränen werden ihm schwer auf der Seele lasten. Jetzt hat er's gut. Ein unschuldiges Engelchen ist er. Wenn er am Leben geblieben wäre, wer weiß, was aus ihm geworden wäre.«

»Ach, das ist ja wahr, aber dennoch schmerzt es!« — seufzt die Mutter.





Buddha.



Einige Tagemärsche nördlich von Benares, am Fuße des Himalaja, herrschte im Anfange des fünften Jahrhunderts vor Christi Geburt über den Stamm der Sakyas der König Suddhodana. Dieser hatte zwei Frauen, zwei leibliche Schwestern. Beide waren lange Zeit kinderlos, und erst nachdem sie älter geworden, gebar ihm die ältere, Maya, zu seiner großen Freude den Sohn Siddhartha.

Nachdem Siddhartha sein neunzehntes Lebensjahr vollendet hatte, gab ihm der Vater seine Cousine, die schöne Yasodhara, zur Gemahlin und brachte das junge Ehepaar in einem prächtigen Palaste unter, der inmitten der schönsten Gärten und Haine gelegen war. Im Palaste und in den Gärten Siddharthas war alles vorhanden, was die Sinne fesseln konnte.

König Suddhodana, der seinen geliebten Sohn immer glücklich und heiter wissen wollte, gab den Vertrauten und der Dienerschaft Siddharthas den strengsten Befehl, ihn nicht nur niemals zu kränken, sondern auch alles vor ihm zu verbergen, was den jungen Thronfolger betrüben oder auf traurige Gedanken führen könnte.

Siddhartha verließ seine Besitzungen nicht, und dort bekam er nichts Verdorbenes, Unreines, Altern des zu sehen. Suddhodanas Diener räumten alles weg, was dem Auge unangenehm sein konnte, nicht nur, indem sie alles Unreine, Mangelhafte, Zerbrochene fortschafften, sondern sogar das welkende Laub von den Bäumen und Sträuchern abpflückten und forttrugen. Ebenso ersetzten sie sämtliche kränkliche und alternde Tiere durch junge und kraftvolle,

von den Menschen, die alle jung und hübsch waren, gar nicht zu reden. So sah sich der junge Siddhartha nur von Gesundheit, Freude und Lebensfülle umgeben, von derselben Lebensfülle, wie er sie in seinem schönen, gesunden, zwanzigjährigen Körper empfand.

In dieser Weise verbrachte Siddhartha mehr als ein Jahr. Indessen, wie herrlich auch alles war, was ihn umgab, es kam doch einmal die Langeweile über ihn, und es verlangte ihn, das Leben anderer Menschen kennen zu lernen.

Er befahl seinem Wagenlenker Channa anzuspannen und fuhr frühmorgens zur Stadt.

Alles, was er dort sah, Straßen, Häuser, Menschenverkehr, Männer und Frauen in verschiedenartiger Bekleidung, Läden, Waren, all das war Siddhartha neu, unterhielt ihn angenehm und zerstreute ihn.

Auf einer der Hauptstraßen fesselte ein menschliches Wesen, das sich in einem von dem Königssohn nie geahnten Zustande befand, seine Aufmerksamkeit. Dieses Wesen, rot im Gesicht, mit geöffnetem Munde, hilflos und schwer Atem holend, saß an einer Mauer zusammengekauert und stöhnte laut und kläglich.

»Was fehlt diesem Menschen?« fragte Siddhartha den Wagenlenker.

»Er ist krank«, antwortete Channa.

»Was bedeutet das?«

»Es bedeutet, daß sein Leib zerrüttet ist und daß er leidet.«

»Ich sehe, daß er leidet. Weshalb aber stößt ihm dies zu? Warum kommt das nicht auch bei uns vor?«

»Das widerfährt allen.«

»Kann das auch mir widerfahren?«

Der Wagenlenker antwortete nicht, und Siddhartha fragte nicht weiter.

Auf derselben Straße näherte sich dem Wagen Siddharthas ein Greis, der um ein Almosen bat.

Der Greis, der hilflos war, einen gekrümmten Rücken und rote tränende Augen hatte, bewegte mit Mühe seine abgemagerten,

zitternden Beine und zischelte unverständlich aus dem zahnlosen Munde.

»Und ist der da auch krank?« fragte Siddhartha.

»Nein, das ist ein Greis«, sagte Channa.

»Was bedeutet das — ein Greis?«

»Das bedeutet, daß er alt geworden ist.«

»Weshalb geschah denn das?«

»Weil er lange lebte.«

»Werden alle Menschen alt?«

»Alle werden alt.«

»Fahre mich heim«, sagte Siddhartha.

Channa trieb die Pferde an; ehe sie jedoch die Stadt verlassen hatten, wurden sie durch Leute auf gehalten, die auf einer Bahre etwas Menschenähnliches trugen.

»Was ist das?« fragte Siddhartha.

»Das ist ein Toter. Sie tragen seinen Leib fort, um ihn zu verbrennen«, gab Channa zur Antwort.

»Was bedeutet das — ein Toter?« fragte Siddhartha.

»Ein Toter — das bedeutet einen Menschen, der zu leben aufgehört hat.«

»Wieso aufgehört? Kann denn das Leben auf hören?«

»Dieser ist gestorben, und sein Leben hat also aufgehört.«

Siddhartha stieg vom Wagen herab und trat zu den Leuten, die den Toten trugen. Mit offenen, stieren, gläsernen Augen und starren Gliedern lag der Tote so unbeweglich da, wie es eben nur bei Toten der Fall ist.

»Warum widerfuhr das gerade nur diesem Mann?« fragte Siddhartha.

»Das widerfährt allen; jeder muß sterben.«

»Jeder muß sterben«, wiederholte Siddhartha, und wieder in den Wagen steigend, fuhr er mit gesenktem Kopfe nach Hause.

Den ganzen Tag verbrachte Siddhartha allein, bewegungslos an einer einsamen Stelle des Gartens sitzend, und dachte unaufhörlich

über das nach, was er gesehen hatte.

»Alle Menschen werden krank, alle Menschen werden alt, alle Menschen sterben, — ach, wie können die Menschen leben, wenn sie wissen, daß sie zu jeder Stunde erkranken können, daß sie allstündlich älter werden, indem sie unansehnlicher werden, ihre Kraft einbüßen und dazu wissen, daß sie zu jeder Stunde sterben können und früher oder später sicher sterben werden? Wie kann man da Freude empfinden, wenn man das weiß? Das darf nicht sein«, — sagte er sich. — »Man muß sich davor retten können. Ich werde das Mittel finden. Und wenn ich es gefunden habe, werde ich es den Menschen mitteilen.«

So beschloß Siddhartha. Und nachdem er so beschlossen hatte, rief er in der folgenden Nacht seinen Wagenlenker Channa zu sich, befahl ihm, sein Pferd zu satteln und das Tor zu öffnen. Bevor er jedoch das Haus verlassen hatte, ging er zu seinem Weibe. Sie schlief. Er weckte sie nicht. Nur in Gedanken nahm er Abschied von ihr und verließ mit leisen Schritten, um die schlafenden Sklaven und Sklavinnen nicht aufzuwecken, auf immer seinen Palast. Sein Pferd besteigend, ritt er allein fort aus seinem Vaterlande.

Nachdem er so weit geritten, als sein Pferd ihn tragen konnte, stieg er ab und ließ es frei, dann vertauschte er seinen Anzug mit dem eines ihm begegnenden Mönches und zog, nachdem er sich das Haar kurz geschnitten hatte, wie ein heimatloser Wanderer seines Weges weiter, ein Rettungsmittel für die Menschheit suchend.

Zuerst begab sich Siddhartha zu den brahmanischen Weisen, um ihre Lehre kennen zu lernen. Aber die Lehre der Brahmanen, die auf der Seelenwanderung und der Bekämpfung der Begierden mittelst allerlei Entbehrungen beruhte, befriedigte ihn nicht. Er zog von ihnen fort in die Urwälder und verbrachte dort sechs Jahre mit Fasten und Arbeit, indem er in Kasteiungen seines Leibes das Rettungsmittel zu finden wähnte. Wer auch dieser Weg befriedigte ihn nicht. Nachdem er durch, Fasten und Kasteiungen dahin gekommen war, daß er sich nicht bewegen konnte, beschloß er, da er das Heil dennoch nicht gefunden hatte, Fasten und Leibestötung aufzugeben und das Heil in Nachdenken und Buße zu suchen. Da gewann er viele Jünger,

wurde berühmt, und die Menschen begannen, ihn zu verherrlichen. Diese Verherrlichung machte, daß die Versuchung an ihn herantrat, so daß es ihn schmerzte, die Seinigen verlassen zu haben. Er wollte daher zu seinem Vater und seinem Weibe zurückkehren. Aber noch zur rechten Zeit wurde er sich seines sittlichen Falles bewußt; er entsetzte sich darüber, ging fort von seinen Verehrern und Jüngern und eilte einem Orte zu, wo niemand ihn kannte.

Lange Zeit quälten ihn innere Kämpfe, aber einmal, als er unter einem Baume saß und immer über dasselbe nachsann, da eröffnete sich vor ihm plötzlich der Weg der Erlösung. Dieser stellte sich ihm folgendermaßen dar:

Alles Leibliche ist zeitlich und muß zu Grunde gehen. Solange der Mensch an den Leib gebunden ist, unterliegt er Leiden, der Zerstörung und dem Tod. Wie kann er sich davon befreien? Solange die Seele des Menschen an den Leib gebunden ist, verlangt er zu leben, aber das Leben mit unerfüllten Wünschen und der Angst vor dem Tode bringt Leiden hervor. Deshalb muß man die leiblichen Begierden ausrotten.

Die ganze Lehre verdichtete sich in seinem Geiste zu vier Wahrheiten. Die erste ist die, daß alle Menschen Leiden unterliegen. Die zweite Wahrheit ist, daß die Ursache der Leiden in der Sinnenlust liegt. Die dritte lautet dahin, daß man sich von Leiden durch die Ausrottung sinnlicher Lüste befreien kann. Die vierte Wahrheit ist die, daß die Errettung in vier Erlösungsstufen vor sich geht.

Erste Stufe: Erweckung des Herzens;

Zweite Stufe: Befreiung von unreinen Anschlägen und von Rachsucht;

Dritte Stufe: Freiwerdung von Zweifeln, Übelwollen und Reizbarkeit;

Vierte Stufe: Barmherzigkeit, Liebe nicht nur zu den Menschen, sondern auch, zu allem Lebenden. Seinen Leib zu töten ist überflüssig, das Hauptaugenmerk muß auf die Reinigung der Seele von bösen Bestrebungen gerichtet werden. Wahre Aufklärung, wahre Befreiung entspringt nur aus Liebe. Ein Mensch, der seine

sinnlichen Begierden durch Liebe ersetzt hat, hat die Fesseln der Unwissenheit und der Leidenschaften gebrochen und sich von Leiden und Tod befreit.

Die Vorschriften dieser Lehre sind in zehn Geboten enthalten:

- 1) Töte nicht, sondern achte das Leben.
- 2) Stiehl nicht, raube nicht, sondern hilf einem jeden die Früchte seiner Arbeit zu genießen.
- 3) Enthalte dich jeder Unreinheit und führe einen keuschen Lebenswandel.
- 4) Lüge nicht; sprich die Wahrheit furchtlos, wenn Sprechen nötig ist, furchtlos, aber liebevoll.
- 5) Verleumde nicht und wiederhole keine Verleumdung.
- 6) Schwöre nicht.
- 7) Verschwende die Zeit nicht mit Geschwätz, sondern rede zur Sache oder schweige.
- 8) Sei weder habsüchtig noch neidisch, sondern freue dich des Wohles deines Nächsten.
- 9) Bewahre dein Herz vor Zorn und nähre keinen Haß gegen deine Feinde, sondern betrachte ein jegliches Wesen mit Liebe.
- 10) Befreie dich von Unglauben und trachte, die Wahrheit zu begreifen.

Das war die Lehre, welche Siddhartha-Buddha verbreitete. Anfangs verließen ihn seine Jünger, später gesellten sie sich ihm wieder zu. Und ungeachtet der vielen Verfolgungen, denen Buddha durch die Brahmanen ausgesetzt war, verbreitete sich seine Lehre immer mehr.

Von Ort zu Ort wandernd, predigte Buddha seine Lehre sechzig Jahre lang. Der Tod ereilte ihn auf einer seiner Wanderungen. Er war achtzig Jahre alt; obgleich schwach, wanderte und predigte er noch immer. Auf einer dieser Wanderungen überkam ihn eine Schwäche; er blieb stehen und sagte: »Mich dürstet.« Die Jünger reichten ihm Wasser, er trank ein wenig, ruhte sich aus und ging weiter. Jedoch beim Flusse Charanevata hielt er wiederum an, und nachdem er sich unter einem Baum nieder gelassen hatte, sagte er zu seinen

Jüngern: »Ich fühle, daß mein Ende nahe ist; auch ohne mich seid dessen eingedenk, was ich gelehrt habe.« Sein Lieblingsjünger Ananda konnte sich, als er ihn so reden hörte, nicht zurückhalten und ging abseits, um zu weinen. Siddhartha ließ ihn sofort zu sich, kommen und sagte, um ihn zu trösten »O Ananda! weine nicht, beunruhige dich nicht. Früher oder später müssen wir von allem scheiden, was uns teuer ist. Gibt es denn etwas Ewiges in dieser Welt? Freunde«, — setzte er hinzu, — »lebet, wie ich's euch gelehrt habe. Befreiet euch von dem euch umstrickenden Netze der Leidenschaften. Gehet den Weg, den ich euch gewiesen habe. Seid immer eingedenk dessen, daß für alles Leibliche der Verfall unumgänglich ist, daß aber die Wahrheit unzerstörbar und ewig ist. Darum suchet in ihr eure Erlösung.«

Dies waren seine letzten Worte. Darauf schloß er den Mund und schied ruhig von hinnen.





Vom Weibe und seinem Wert.¹



Eine tiefsinnige Erzählung gibt es im vierten Buch Mose darüber, wie Balak, der Moabiterkönig, Bileam zu sich berufen hatte, um das innerhalb seines Reiches wohnende Volk Israel zu verfluchen. Balak versprach dafür Bileam viele Geschenke, und der also Verlockte ging auch zu Balak, wurde aber unterwegs von einem Engel angehalten, den die Eselin wohl sah, nicht aber Bileam. Trotz dieser Begegnung kam Bileam dennoch zu Balak und bestieg mit ihm den Berg, wo der Opferaltar mit getöteten Widdern und Schafen für die Verfluchung bereit stand. Balak harrte des Fluches, Bileam aber segnete die Israeliten, statt ihnen zu fluchen.

Da sprach Balak zu Bileam: »Was tust du an mir? Ich habe dich holen lassen, zu fluchen meinen Feinden, und siehe, du segnest.«

Er antwortete und sprach: »Muß ich nicht das halten und reden, das mir der Herr in den Mund gibt?«

Balak sprach zu ihm: »Komm doch mit mir an einen anderen Ort . . . und fluche . . . daselbst.«

Und er führte ihn an einen anderen Ort, wo wie vordem das Opfer vorbereitet wurde.

Aber Bileam segnete abermals, statt zu fluchen.

Da ergrimte Balak im Zorn wider Bileam und schlug die Hände zusammen und sprach zu ihm: »Ich habe dich gefordert, daß du meinen Feinden fluchen solltest; und siehe, du hast sie nun zweimal gesegnet.«

»Und nun heb' dich von deinem Ort! Ich gedachte, ich wollte dich ehren; aber der Herr hat dir die Ehre verwehret.«

Und Bileam machte sich auf und zog hin ohne Belohnung, da er, statt den Feinden Balaks zu fluchen, sie gesegnet hatte.

Dasselbe, was mit Bileam geschah, geschieht sehr oft den wahren Dichtern. Durch Balaks Versprechungen verlockt — sie heißen Popularitätssucht und anerzogene, von außen aufgedrungene Anschauungen — sieht der Dichter sogar jenen Engel nicht, der ihn aufhält und den die Eselin sieht, und er will fluchen, aber siehe — er segnet.

Das ist auch Tschechoff, einem wahren Dichter, begegnet, als er die reizende Erzählung vom »Liebchen« schrieb.

Der Verfasser wollte sich augenscheinlich lustig machen über das seiner Überlegung (nicht seinem Gefühle) nach beklagenswerte Geschöpf, dieses Liebchen, welches bald alle Sorgen Kukins um sein Theater teilt, bald im Holzgeschäft völlig aufgeht, bald unter dem Einflusse des Tierarztes den Kampf mit der Perlsucht für die allerwichtigste Aufgabe ansieht, bald endlich von den Schulangelegenheiten des Gymnasialschülers mit der großen Mütze förmlich verschlungen wird. Lächerlich ist der Familienname Kukins, lächerlich sogar seine Krankheit und das Telegramm, das die Nachricht von seinem Tod bringt, lächerlich ist der Holzhändler, lächerlich der Tierarzt, lächerlich auch der Schuljunge, keineswegs je doch lächerlich, sondern heilig und wunderbar ist Liebchens Seele mit ihrer Fähigkeit, sich mit ihrem ganzen Wesen denjenigen hinzugeben, die sie liebt.

Ich glaube, daß den Kopf des Verfassers — nicht sein Herz —, als er »Liebchen« schrieb, eine unklare Vorstellung über das neue Weib und seine Gleichberechtigung mit dem Manne beherrschte, eine Vorstellung von der emanzipierten Frau, die selbständig zum Nutzen der Gesellschaft arbeitet, und zwar ebenso gut, wenn nicht besser als der Mann, und daß der Dichter uns im Grunde mit seinem ganz unselbständigen »Liebchen« zeigen wollte, wie die Frau nicht sein soll. Der Balak der öffentlichen Meinung gewisser Kreise forderte Tschechoff auf, daß er das schwache, demütige, dem Manne

ergebene, unentwickelte Weib verfluche, und Tschechoff bestieg den Berg, die Opferlämmer standen bereit; als aber der Dichter zu sprechen begann, da segnete er dasjenige, was er verfluchen wollte. Ich wenigstens kann trotz des prächtigen, heiteren Humors der ganzen Schöpfung nicht ohne Tränen manche Stellen dieser wunderbaren Erzählung lesen. Es rührt mich tief, wie Liebchen mit voller Selbstaufopferung Kukin und zugleich alles das liebt, was Kukin liebt, und ebenso den Holzhändler und den Tierarzt; noch mehr aber rührt es mich, wie sie leidet, nachdem sie allein geblieben ist und niemand da ist, den sie lieben könnte, und wie sie sich endlich mit aller Gewalt ihres Frauen- und Mutterherzens — obwohl sie unmittelbar das mütterliche Gefühl nicht kannte — der schrankenlosen Liebe zu einem heranreifenden Menschen, dem Gymnasialschüler mit der großen Mütze, hingab.

Der Verfasser läßt sie den lächerlichen Kukin, den nichtigen Holzhändler und den unangenehmen Tierarzt lieben; die Liebe jedoch ist immer heilig, ganz gleich, ob sie zum Gegenstand einen Kukin oder einen Spinoza hat, oder ob sie ihre Gegenstände so rasch wechselt, wie es bei Liebchen der Fall war, oder ob der Gegenstand das ganze Leben lang ein und derselbe bleibt.

Vor langer Zeit las ich einmal in der »Nowoje Wremja« einen prächtigen Artikel über die Frauen. Der Verfasser gab darin einem sehr gescheiten und tiefen Gedanken Ausdruck. »Die Frauen« — sagt er — »bemühen sich uns zu beweisen, daß sie alles das tun können, was auch wir Männer tun. Ich will dies nicht nur nicht bestreiten« — schreibt er weiter —, »sondern bin geneigt, anzuerkennen, daß die Frauen alles zu leisten vermögen, was die Männer leisten, ja, möglicherweise sogar besser als sie; das Übel liegt auf einer anderen Seite, es ist dies: daß die Männer nicht annähernd das tun können, was die Frauen tun.«

Nicht nur in Bezug auf die physischen Leistungen des Gebärens, Säugens und der ersten Pflege des Kindes ist dies ohne Zweifel richtig, sondern richtig ist auch, daß die Männer nicht fähig sind, jenes höchste und erste Werk zu verrichten: das Werk der Liebe nämlich, das Werk der völligen Selbsthingabe an diejenigen, die sie

lieben, das Werk, das die von Herzen guten Frauen so ausgezeichnet vollbrachten, vollbringen und immer vollbringen werden. Was würde aus der Welt, was aus uns Männern, besäßen die Frauen nicht diese Liebeskraft und würde sie von ihnen nicht betätigt. Ohne Ärztinnen, Telegraphistinnen, Advokatinnen, ohne gelehrte und dichtende Frauen könnten wir wohl bestehen; jedoch ohne Mütter, ohne Helferinnen, Freundinnen, Trösterinnen, ohne Frauen, die im Manne das Beste, das in ihm ist, lieben und auf unmerkliche Weise alles dieses Beste in ihm heraufbeschwören und fördern, ohne solche Frauen wäre es gar schlimm im Leben bestellt. Es hätte bei Christus keine Maria und Magdalena gegeben, bei Franziskus von Assisi keine Klara, es hätte keine Dekabristinnen², keine Duchoborzinnen³ gegeben, die ihre Männer nicht nur nicht hinderten, sondern ihnen in ihrem Märtyrertum für die Wahrheit kraftvoll zur Seite standen. Es gäbe nicht Tausende und abermals Tausende unbekannter Frauen, Trösterinnen und Helferinnen von schwachen, sittenverderbten Männern, die am meisten des Trostes der Liebe bedürfen. In dieser Liebe, ganz gleich, ob zu Kugin oder zu Christus, besteht die große, ganz und gar unersetzliche Macht der Frauen.

Tschechhoff wollte fluchen, gleich Bileam, der Gott der Poesie aber hatte es ihm verboten und befahl ihm, zu segnen, und deshalb bekleidete er unbeabsichtigt mit solch herrlichem Lichtgewande dieses liebe Wesen, das für immer ein Vorbild dessen bleiben wird, was eine Frau sein soll, wenn sie selbst glücklich werden und diejenigen beglücken will, mit denen sie das Schicksal zusammenführt.





Arbeit, Tod und Krankheit.



Unter den Indianern Südamerikas ist folgende Legende in Umlauf:

Gott hat die Menschen — sagen sie — ursprünglich so erschaffen, daß sie nicht zu arbeiten brauchten, daß sie weder einer Behausung, noch der Kleider, noch der Speisevorräte bedurften, und alle bis zum hundertsten Jahr lebten und keine Krankheiten dabei kannten.

Als nun Gott nach einiger Zeit einmal hinsah, wie die Menschen lebten, da fand er, daß sie, statt sich ihres Lebens zu freuen, jeder nur um seine eigene Person besorgt, untereinander in Streit und Zank lagen und in einer Weise lebten, daß sie nicht nur keine Freude am Dasein hatten, sondern es viel mehr verfluchten.

Da sprach Gott: »Das kommt daher, weil sie voneinander getrennt, jeder nur für sich leben.« Und damit dies anders werde, richtete es Gott so ein, daß die Menschen nicht mehr ohne Arbeit leben konnten; sie mußten, um nicht Hunger und Kälte zu leiden, Wohnungen für sich erbauen, mußten den Boden aufgraben, bepflanzen, Früchte und Körner einsammeln.

»Die Arbeit wird sie zur Einigkeit bringen«, dachte Gott; »denn es kann nicht einer allein Bäume fällen, Balken schleppen und Häuser bauen; auch kann nicht einer allein Geräte anfertigen, säen und ernten, spinnen und weben und Kleider nähen. Sie werden begreifen müssen, daß, je mehr sie einander in die Hände arbeiten, sie auch um so mehr fertig bringen und es um so besser haben, und dies wird sie zur Einigkeit bringen.«

Es verging einige Zeit, da kam Gott wieder, um zu sehen, wie die Menschen jetzt lebten.

Aber diese lebten nun noch ärger als zuvor. Sie arbeiteten gemeinschaftlich — sie konnten eben nicht anders —, aber nicht alle insgesamt, sondern alle in kleine Häuflein getrennt, wobei jedes Häuflein das Bestreben hatte, dem anderen seine Arbeit wegzunehmen, und alle hinderten einander, verloren Zeit und Kräfte durch die gegenseitige Bekämpfung, und allen ging es schlecht dabei.

Als Gott sah, daß auch dieses Mittel nichts geholfen habe, beschloß er, es so einzurichten, daß die Menschen ihre Sterbestunde nicht wüßten und jeden Augenblick sterben könnten. Und er machte ihnen auch diesen seinen Entschluß bekannt.

Gott dachte: »Wenn sie wissen, daß jeder von ihnen jeden Augenblick sterben kann, so werden sie nicht aus Sorge um das Leben, das ja jeden Augenblick aufhören kann, einer sich gegen den andern erzürnen und die ihnen bestimmte Lebensfrist einander vergällen.«

Es kam jedoch anders. Als Gott wieder hinab schaute, um zu sehen, wie nun die Menschen lebten, da bemerkte er, daß ihr Leben kein besseres geworden war.

Diejenigen unter ihnen, die stärker waren, machten sich den Umstand, daß die Menschen zu jeder Zeit sterben können, zunutze und unterjochten die Schwächeren, indem sie einige töteten und die übrigen mit dem Tode bedrohten. Und nun gestaltete sich das Leben so, daß die einen, die Starken und ihre Anhänger, gar nicht arbeiteten und dem Geist und Leib schädigenden Müßiggang frönten. Die Schwachen hingegen arbeiteten über ihre Kräfte und fühlten sich bedrückt, weil sie keine Erholungsstunden hatten. Und alle fürchteten und haßten sich gegenseitig, so daß das Leben der Menschen noch unglücklicher war als früher.

Als Gott dies sah, beschloß er, um die Zustände zu bessern, das letzte Mittel anzuwenden: er suchte die Menschen mit allerlei Krankheiten heim. Er dachte, wenn alle Menschen Krankheiten ausgesetzt wären, so würden sie erkennen, daß die Gesunden mit

den Kranken Mitleid haben und ihnen helfen müßten, damit auch ihnen, wenn sie selbst erkrankten, die Gesunden hülften.

Und wiederum überließ Gott die Menschen eine Weile sich selbst. Als er aber von neuem kam, um nach ihnen zu schauen, da stellte es sich heraus, daß ihr Leben jetzt, da sie von Krankheiten geplagt wurden, noch ärger geworden war.

Dieselben Krankheiten, die nach der Meinung Gottes die Menschen einigen sollten, hatten sie nur noch mehr getrennt. Diejenigen, die mit Gewalt die anderen zur Arbeit zwangen, nötigten diese nun auch, die Kranken zu pflegen, während sie selbst sich

gar nicht um die Kranken bekümmerten. Diejenigen aber, die mit Gewalt gezwungen wurden, für die anderen zu arbeiten und die Kranken zu pflegen, waren dermaßen erschöpft von der Arbeit, daß sie keine Zeit hatten, ihre eigenen Kranken zu pflegen

und sie ohne Hilfe ließen. Damit der Anblick von Kranken die Reichen in ihren Vergnügungen nicht störe, hatten diese für die Kranken Häuser errichten

lassen, wo sie ohne Teilnahme mitfühlender Menschen unter der Obhut dazu gemieteter Personen krank darniederlagen und starben, Personen, welche die Kranken nicht nur ohne Mitleid, sondern mit Widerwillen pflegten. Außerdem betrachteten die Menschen

die meisten Krankheiten als ansteckend, und da sie vor Ansteckung Angst hatten, verkehrten sie nicht mit den Kranken, ja sie mieden sogar diejenigen, welche in Berührung mit den Kranken kamen.

Da sagte sich Gott: »Wenn man auch mit diesem Mittel die Menschen nicht zur Erkenntnis zu bringen vermag, worin ihr Glück bestehe, so mögen sie

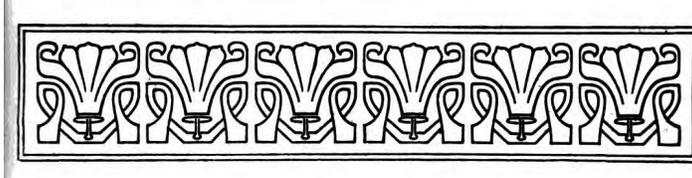
allein und zwar durch ihre Leiden zur Erkenntnis kommen.« Und Gott ließ nun die Menschen ganz allein.

Und als sie allein geblieben waren, lebten sie lange Zeit, ohne zu erkennen, daß sie glücklich leben könnten und dies auch tun sollten. Und nur in allerletzter Zeit fingen einige von ihnen an zu begreifen, daß die Arbeit kein Schreckgespenst für die

einen und keine Galeerenstrafe für die anderen sein dürfe, sondern eine gemeinsame und freudenvolle Sache darstellen müsse, welche sie allesamt zur Einigkeit

bringt. Sie fingen an zu begreifen, daß angesichts des Todes, der jedem jeden Augenblick droht, die einzig vernünftige Ausgabe jedes Menschen darin bestünde, in Eintracht und Liebe die ihm zugemessenen Jahre, Monate, Stunden oder Minuten freudig zu verbringen. Sie fingen an zu begreifen, daß die Krankheiten nicht nur kein Anlaß zur Entzweiung sein dürften, sondern im Gegenteil — ein Anlaß zu liebevollem Umgang untereinander.





König Assarchadon.



Der assyrische König Assarchadon hatte das Reich des Königs Lailie erobert, alle Städte verwüstet und verbrannt, alle Bewohner in sein eigenes Land hinübergetrieben, die Krieger bis auf den letzten Mann getötet, den König Lailie aber in einen Käfig gesperrt.

Nachts, auf seinem Ruhebett liegend, sann nun König Assarchadon darüber nach, welchen Tod er Lailie sollte erdulden lassen, als er plötzlich ganz nahe ein Geräusch vernahm; sofort öffnete er die Augen und sah einen Greis mit langem, grauem Barte und sanft blickenden Augen vor sich stehen.

»Du willst Lailie ums Leben bringen?« fragte der Greis.

»Ja«, antwortete der König. »Ich weiß nur nicht, welche Todesart ich für ihn wählen soll.«

»Lailie? Der bist du ja selbst«, sagte der Greis.

»Das ist nicht wahr«, — sagte der König. »Ich bin ich, und Lailie ist Lailie.«

»Du und Lailie, ihr seid eins«, — sagte der Greis. »Es scheint dir nur so, als ob du nicht Lailie wärest und Lailie nicht du.«

»Wie sollte mir das so scheinen?« erwiderte der König. »Ich liege doch, hier auf weichem Lager, umgeben von willigen Sklaven und Sklavinnen, und werde morgen ganz so wie heute mit meinen Freunden schmausen, während Lailie wie ein Vogel im Käfig sitzt und morgen mit herausgestreckter Zunge auf den Pfahl gespießt sein und sich winden wird, bis er krepirt, und seinen Leib werden

die Hunde in Stücke reißen.«

»Du kannst sein Leben nicht vernichten«, sagte der Greis.

»Und jene vierzehntausend Krieger, die ich getötet und deren Leiber ich zu einem Hügel aufgehäuft habe?« erwiderte der König.
»Ich lebe, sie aber sind nicht mehr; also kann ich doch Leben vernichten.«

»Warum weißt du, daß sie nicht mehr sind?«

»Darum, weil ich sie nicht mehr sehe. Vor allem aber haben sie Martern erlitten und ich nicht; ihnen ging es übel, mir aber war wohl zumute.«

»Auch dies scheint dir nur so. Du hast dich selbst gemartert, und nicht sie.«

»Das verstehe ich nicht«, sagte der König.

»Willst du es verstehen lernen?«

»Ja, ich will es.«

»Nun, so tritt hierher«, — sagte der Greis, in dem er auf eine mit Wasser gefüllte Badewanne wies.

Der König erhob sich und ging zu der Wanne.

»Entkleide dich und tritt in die Wanne!«

Assarchadon tat, wie ihm der Greis geheißen hatte.

»Und jetzt, sobald ich dich mit diesem Wasser begießen werde«, — sprach der Greis, indem er Wasser in eine Schale schöpfte,
»mußt du mit dem Kopfe untertauchen!«

Der Greis neigte die Schale über den Kopf des Königs, und der König tauchte unter.

Und, sobald dies geschehen war, hörte er auf, sich als Assarchadon zu fühlen, und fühlte sich als ein anderer. Und zugleich sieht er sich auf einem reich geschmückten Lager neben einem schönen Weibe liegen. Noch nie hatte er dieses Weib gesehen, jedoch er weiß, daß es seine Gattin ist. Das Weib richtet sich auf und sagt zu ihm: »Mein teurer Gemahl Lailie, du warst matt von den Mühen des gestrigen Tages und darum hast du länger als sonst geschlafen, aber ich habe deine Ruhe behütet und weckte dich nicht. Jetzt aber harren deiner die Fürsten im großen Saale. Kleide

dich an und gehe zu ihnen.«

Und als Assarchadon aus diesen Worten vernimmt, daß er Lailie sei, verwundert er sich darüber nicht im mindesten, viel eher wundert er sich, daß er dies bis jetzt nicht gewußt habe. Er steht auf, kleidet sich an und geht in den großen Saal, wo die Fürsten seiner harren.

Die Fürsten empfangen ihren König, indem sie sich bis zur Erde neigen, dann erheben sie sich wieder und setzen sich auf seinen Wink vor ihm nieder, und der älteste der Fürsten beginnt sofort zu reden. Es sei unmöglich, sagte er, noch länger die Kränkungen des bösen Königs Assarchadon zu dulden; man müsse mit Waffen gegen ihn ziehen. Aber Lailie selbst stimmt dem nicht bei, sondern befiehlt, Gesandte an Assarchadon zu schicken, die ihm Vorstellungen machen sollen, und entläßt die Fürsten. Dann ernennt er einige ehrenwerte Männer zu Gesandten und Prägt ihnen sorgfältig ein, welche Botschaft sie dem Könige Assarchadon überbringen sollen.

Nach Erledigung dieser Angelegenheit bricht Assarchadon, der sich jetzt immer als Lailie fühlt, ins Gebirge auf, um wilde Esel zu jagen. Die Jagd ist von Erfolg begleitet. Er selbst tötet zwei Esel und nach der Heimkehr schmaust er mit seinen Freunden und schaut dem Tanze der Sklavinnen zu.

Am folgenden Tage begibt er sich, wie gewöhnlich, in den Hof hinunter, wo Bittsteller, Angeklagte und Rechtsuchende ihn erwarten, und waltet dort seines Amtes als König und Richter. Danach geht er wiederum seinem Hauptvergnügen, der Jagd, nach. Es gelingt ihm an diesem Tage, eine alte Löwin zu erlegen und ihre beiden Jungen lebendig zu fangen.

Nach der Jagd hält er abermals mit seinen Freunden einen Schmaus bei Tanz und Musik und bringt die Nacht bei seiner geliebten Gattin zu.

So lebt er Tage und Wochen lang, auf die Rückkehr der Gesandten wartend, die er zum König Assarchadon, seinem früheren Ich, geschickt hat.

Die Gesandten kehren erst nach einem Monat heim und zwar — mit abgeschnittenen Nasen und Ohren, und die Botschaft, die sie

überbringen, lautet: »König Assarchadon läßt Lailie sagen, was seinen Gesandten widerfahren sei, das werde auch ihm selbst widerfahren, wenn er nicht sofort einen bestimmten Tribut an Silber, Gold und Zypressenholz sende und nicht in Person vor ihm erscheine.«

Lailie, der frühere Assarchadon, ruft von neuem die Fürsten zusammen und beratschlagt mit ihnen, was nun zu tun sei. Alle sind einstimmig der Meinung, man müsse, ohne Assarchadons Überfall abzuwarten, einen Feldzug gegen ihn beginnen. Der König erklärt sich damit einverstanden und zieht an der Spitze des Heeres ins Feld. Volle sieben Tage dauert der Marsch. Jeden Tag mustert der König die Heerscharen und ermahnt seine Krieger zur Tapferkeit. Am achten Tag trifft sein Heer in einem breiten Tal am Flußufer mit dem Heere Assarchadons zusammen. Tapfer schlagen sich Lailies Scharen, aber Lailie, der ehemalige Assarchadon, sieht, daß die Feinde gleich Ameisen von den Bergen heruntereilen, das ganze Tal überschwemmen und seine Scharen überwältigen. Da stürzt er sich auf seinem Schlachtwagen mitten in das Kampfgewühl hinein und sticht und metzelt die Feinde nieder. Aber gegen die Hunderte von Lailies Kriegern stehen die Tausende Assarchadons, und endlich wird Lailie selbst verwundet und gefangen genommen.

Neun Tage lang wird er in Fesseln mit anderen Gefangenen inmitten der Kriegsscharen Assarchadons fortgeschleppt. Am zehnten Tage kommt er nach Ninive, wo man ihn in einen Käfig steckt.

Weniger als Hunger und Wunden peinigen den gefangenen Herrscher seine Schmach und sein ohnmächtiger Zorn, da er fühlt, daß es ihm unmöglich sei, dem Feinde all das Üble zu vergelten, das er erleiden muß. Nur eines vermag er: seinen Feinden die Freude zu verderben, sich an seinen Leiden zu ergötzen; darum ist er fest entschlossen, standhaft und ohne Murren alles zu ertragen, was auch über ihn verhängt werden sollte.

Zwanzig Tage lang sitzt er im Käfig und wartet auf die Hinrichtung. Er sieht, wie seine Verwandten und Freunde auf den Richtplatz geschleppt werden, er hört das Ächzen und Stöhnen der

Gemarterten, denen Arme und Beine abgehauen oder bei lebendigem Leibe die Haut vom zuckenden Fleisch gerissen wird; aber dies alles läßt ihn äußerlich gleichgültig, er verrät weder Mitleid noch Furcht. Er sieht, wie die Eunuchen sein geliebtes Weib in Fesseln vorbeiführen; er weiß, daß sie als Sklavin in den Harem Assarchadons gebracht wird, und auch diese höchste Schmach erträgt er ohne Klage.

Aber nun öffnen zwei Henkersknechte seinen Käfig, fesseln ihm die Hände auf dem Rücken mit Riemen und führen ihn zur blutüberströmten Richtstatt. Lailie sieht den spitzen, blutbesudelten Pfahl, von dem man soeben die Leiche seines Hingerichteten Freundes herabgezerrt hat, und er sagt sich sofort, daß man nun seinen eignen Leib auf diesen Pfahl speißen werde.

Als man ihm die Kleider vom Leibe zerrt, schaut Lailie mit Entsetzen auf seinen abgezehrten, früher so kräftigen und schönen Körper. Zwei Henkersknechte ergreifen diesen Körper an den mageren Lenden, heben ihn in die Höhe und wollen ihn auf den Pfahl speißen.

»Jetzt kommt der Tod, die Vernichtung«, denkt Lailie, und er vergißt, daß er sich vorgenommen, sich bis ans Ende mannhaft zu erweisen; er schluchzt und bittet um Erbarmen. Aber niemand hört auf ihn.

»Aber das kann doch nicht sein«, denkt er dann, »ich schlafe ja nur. Es ist nur ein Traum.« Und er strengt sich an, um zu erwachen. »Ich bin doch gar nicht Lailie, ich bin doch Assarchadon.«

»Du bist Lailie, aber auch Assarchadon«, hört er eine Stimme sagen und fühlt, daß die Todesqual beginnt. Er schreit auf und streckt in demselben Augenblick den Kopf aus dem Wasser. Der Greis neigt sich über ihn und gießt ihm die letzten Wassertropfen aus der Schale auf das Haupt.

»O, wie entsetzlich habe ich gelitten! Und wie lange hat das gedauert!« — sagt Assarchadon.

»Wie lange denn?« spricht der Greis. »Kaum hattest du den Kopf unter das Wasser getaucht, so hast du ihn auch gleich wieder herausgehoben. Siehe, noch ist nicht alles Wasser aus der Schale

geflossen. Hast du nun verstanden?»

Assarchadon gibt keine Antwort und schaut nur mit Entsetzen auf den Greis.

»Hast du nun verstanden«, hebt der Greis noch einmal an, »daß du selbst Lailie bist und daß die Krieger, die du getötet hast, ebenfalls nichts anderes sind, als du selbst? Und nicht allein die Krieger, auch die Tiere, die du beim Jagen niedergemacht und bei deinen Gelagen verzehrt hast, auch sie sind eins mit dir. Du dachtest, das Leben sei nur in dir allein, aber ich habe den Schleier der Täuschung von deinen Augen gerissen, und da sahst du, daß du, indem du anderen Böses tatest, es dir selber getan hast. Ein einziges Leben ist in allem, und in dir selbst offenbart sich nur ein Teil dieses einen und einzigen Lebens. Und nur in diesem einen Teile des Lebens, das in dir selbst ist, vermagst du das Leben besser oder schlimmer zu gestalten. Besser zu gestalten vermagst du es aber einzig dadurch, daß du die Schranken niederreißt, welche dein Leben vom Leben anderer Wesen trennen, daß du andere Wesen ansiehst wie dich selbst, daß du sie liebst. Aber das Leben in anderen Wesen zu vernichten, steht nicht in deiner Gewalt. Das Leben der Wesen, die du getötet hast, ist zwar deinen Blicken entschwunden, aber es ist nicht vernichtet worden. Du wähnstest dein Leben zu verlängern und das der anderen zu verkürzen, du kannst dies aber gar nicht tun. Das Leben kennt weder Zeit, noch Raum. Das Leben ist *ein* Augenblick, und das Leben sind Tausende von Jahren, und dein eigenes Leben, wie das aller sichtbaren und unsichtbaren Wesen der Welt, ist das gleiche. Das Leben kann man weder vernichten noch ändern, eben weil es nur ein einziges Leben gibt. Alles übrige ist nur Schein.«

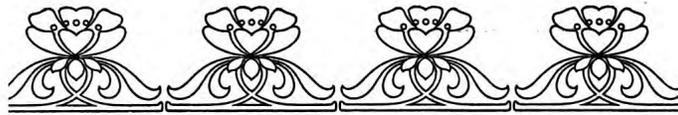
Nachdem er dies gesprochen hatte, verschwand der Greis.

Am folgenden Morgen gab König Assarchadon den Befehl, Lailie und die übrigen Gefangenen frei zulassen, und verbot auf immer alle Hinrichtungen in seinen Landen.

Am dritten Tage darauf ließ er seinen Sohn Ashurbanipal zu sich

kommen und übergab ihm die Regierung; er selbst aber zog sich zurück in die Wüste, um über das, was ihm der Greis gesagt hatte, nach zudenken. Dann wanderte er als Pilger durch das Land, durch Städte und Dörfer, und predigte den Menschen, daß das Leben nur eines sei und daß sie nur sich selbst Übles täten, wenn sie anderen Wesen Übles zuzufügen meinten.





Drei Fragen.



Es dachte einmal ein König, daß ihm nichts mehr mißlingen könne, wenn er immer dreierlei wüßte: erstens die Zeit, wann jedes Geschäft vorzunehmen sei, zweitens mit welchen Menschen er sich abgeben solle und welche er zu meiden habe, und drittens — als Hauptsache, welches von allen Geschäften das wichtigste sei. Und nachdem sich der König dies überlegt hatte, ließ er in seinem Reiche bekannt machen, daß er den reich beschenken wolle, der ihn lehren würde, wie man für jedes Unternehmen die rechte Zeit fände, wie man wissen könne, welche Menschen einem am nötigsten seien, und wie man endlich unfehlbar erkenne, welches Geschäft von allen das wichtigste sei.

Und es kamen gelehrte Männer zum König und antworteten auf seine Fragen gar verschieden.

Die erste Frage beantworteten die einen dahin nur, daß man die rechte Zeit für jedes Geschäft dann wisse, wenn man von vornherein ein Programm für alle Tage, Monate und Jahre festsetze und dies dann streng befolge. Nur auf diese Art, sagten sie, könne jede Aufgabe zur rechten Zeit erfüllt werden. Andere sagten, man könne unmöglich im voraus bestimmen, was zu jeder Zeit getan werden müsse, man dürfe sich durch müßige Belustigungen nicht abziehen lassen, müsse stets auf die Entwicklung der Dinge achten und demgemäß das tun, was eben zu tun nötig sei. Noch andere sagten, daß der König, wenn er die Entwicklung der Dinge auch noch so aufmerksam verfolge, als einzelner Mensch unmöglich stets richtig

entscheiden könne, was in jedem Augenblicke getan werden solle, sondern daß dazu ein Rat von weisen Männern nötig sei, nach dessen Einsicht man dann entscheiden müsse, was zu dieser oder jener Zeit zu tun sei. Noch andere sagten, es gebe Fälle, wo keine Zeit zur Befragung der Ratgeber sei, sondern sofort entschieden werden müsse, ob die rechte Zeit zu einem Unternehmen da sei oder nicht. Jedoch könne man dies eigentlich nur dann wissen, wenn einem im voraus bekannt sei, was geschehen werde. Dies aber könnten nur die Zauberer wissen. Darum müsse man die Zauberer fragen, wann die rechte Zeit für jedes Unternehmen gekommen sei.

Eben so verschieden lauteten auch die Antworten auf die zweite Frage. Die einen sagten, am nötigsten seien für den König die Minister und die anderen Staatsmänner; die anderen sagten, die Priester seien ihm am nötigsten; noch andere nannten die Ärzte als die wichtigsten, und noch andere erklärten die Krieger für die allernötigsten.

Auf die dritte Frage, was der wichtigste Gegenstand sei, antworteten die einen, das Wichtigste in der Welt seien die Wissenschaften; andere sagten, das Wichtigste sei die Kriegskunst; noch anderen schien die Gottesverehrung das Wichtigste zu sein.

Da alle Antworten verschieden lauteten, ließ, der König keine gelten und gab niemand die Belohnung. Und so beschloß er, um bessere Antworten auf seine Fragen zu erhalten, einen alten Einsiedler zu befragen, der weithin im Rufe großer Weisheit stand.

Der Einsiedler lebte in einem Walde, erließ diesen niemals und nahm nur einfache Leute bei sich auf. Darum kleidete sich der König in ein schlichtes Gewand, ließ sein Geleite, bevor er die Klausnerhütte erreicht hatte, halten, stieg vom Pferde und begab sich allein zu dem Alten. Als der König anlangte, war der Einsiedler gerade beschäftigt, die Beete vor seiner Hütte umzugraben. Sobald er den König bemerkte, begrüßte er ihn, fuhr aber fort zu graben. Er war abgemagert und schwach, und während er den Spaten in den Boden stieß und kleine Schollen Erde heraushob, atmete er mühsam.

Der König trat an ihn heran und sagte: »Ich bin zu dir gekommen,

weiser Einsiedler, um dich zu bitten, mir auf drei Fragen zu antworten: *»Welche Zeit muß man für jedes Geschäft wählen, damit es einen nachher nicht gereue? Welche Menschen sind einem die nötigsten, mit welchen muß man sich also mehr, mit welchen weniger beschäftigen? Welche Geschäfte sind die wichtigsten und deshalb in erster Reihe zu verrichten?«*

Der Einsiedler hörte den König an, gab ihm aber keine Antwort, sondern spuckte sich in die Hände und fuhr fort, mit dem Spaten den Boden umzugraben,

»Du bist erschöpft«, sagte der König, — »gib her, ich will dir helfen.«

»Ich danke dir«, sagte der Einsiedler, indem er ihm den Spaten reichte, und setzte sich dann auf die Erde.

Als er zwei Beete umgegraben hatte, unterbrach der König seine Arbeit und wiederholte seine Frage. Der Einsiedler gab ihm keine Antwort, sondern stand auf und streckte die Hand nach dem Spaten aus.

»Nun ruhe du aus und gib mir den Spaten!« . . . sagte er.

Aber der König gab ihm den Spaten nicht und grub weiter. Eine Stunde war vergangen, dann noch eine; die Sonne verschwand schon hinter den Bäumen, als der König den Spaten in den Boden stieß und sprach:

»Ich bin zu dir gekommen, weiser Mann, um Antwort zu holen auf meine Fragen. Wenn du sie mir nicht beantworten kannst, so sage es mir, und ich will wieder nach Hause gehen.«

»Sieh, es kommt jemand gelaufen«, sagte der Einsiedler. »Wir wollen sehen, wer es ist.«

Der König schaute sich um und sah, daß tatsächlich ein bärtiger Mann aus dem Walde gelaufen kam. Der Mann hielt sich den Leib mit den Händen und Blut strömte ihm unter den Fingern hervor. Als der Bärtige dem König ganz nahe gekommen war, fiel er zu Boden; seine Augen schlossen sich, er rührte sich nicht mehr und ließ nur ein leises Stöhnen hören.

Mit Hilfe des Einsiedlers entkleidete der König den Mann und sah,

daß er eine klaffende Bauchwunde hatte. Der König wusch die Wunde, so gut er konnte und verband sie mit seinem Taschentuch und mit dem Handtuche des Einsiedlers. Aber das Blut war nicht zu stillen, und er mußte einige Male den blutdurchtränkten Verband abnehmen und die Wunde von neuem waschen und verbinden.

Nachdem das Bluten endlich aufgehört hatte, kam der Verwundete wieder zu sich und klagte über Durst. Der König holte frisches Wasser und gab dem Verwundeten zu trinken.

Unterdessen war die Sonne gänzlich untergegangen, und es war kalt geworden. Der König trug den Verwundeten, unter dem Beistand des Einsiedlers, in die Hütte und legte ihn auf das Bett. Jetzt schloß der Verwundete wieder die Augen und ward still. Der König aber, der von dem weiten Wege und von der Arbeit ermüdet war, versank, auf der Schwelle zusammengesunken, in tiefen Schlummer und verschief so die ganze kurze Sommernacht. Als er frühmorgens erwachte, konnte er lange nicht begreifen, wo er sich befand und wer dieser seltsame bärtige Mann war, der auf dem Bette lag und ihn so unverwandt mit seinen glänzenden Augen betrachtete.

»Verzeihe mir«, sprach der Verwundete nach einer Weile mit schwacher Stimme, als er sah, daß der König erwacht war und ihn anschaute.

»Ich kenne dich nicht und habe dir nichts zu verzeihen«, sagte der König.

»Du kennst mich nicht, ich aber kenne dich. Ich bin dein Feind, derselbe, der geschworen hat, sich an dir zu rächen, weil du meinen Bruder hinrichten und meine Güter einziehen ließest. Ich wußte, daß du allein zum Einsiedler gegangen warst, und da beschloß ich, dich auf dem Rückwege zu töten. Aber ein ganzer Tag war vergangen, und du kamst immer noch nicht. Da verließ ich mein Versteck, um zu er spähen, wo du seist, und stieß dabei auf dein Gefolge. Sie haben mich erkannt und haben mich verwundet. Ich bin ihnen entkommen. Aber stark blutend, wäre ich verloren gewesen, wenn du meine Wunde nicht verbunden hättest. Ich wollte dich töten, du aber hast mir das Leben gerettet. Jetzt will ich, falls ich am Leben bleibe und du nichts dagegen hast, dir wie der treueste Sklave dienen, und

meine Söhne sollen dies gleichfalls tun. Verzeihe mir.«

Der König freute sich sehr darüber, daß es ihm so leicht gelungen war, sich seinen Feind zum Freunde zu machen; er verzieh ihm nicht nur, sondern versprach ihm auch, seine Güter zurückzugeben. Auch werde er ihm seine Diener und seinen Arzt schicken.

Nachdem er sich hierauf von dem Verwundeten verabschiedet hatte, trat der König auf die Vortreppe hinaus, und seine Augen suchten den Einsiedler. Vor seinem Abschiede wollte er ihn noch ein letztes Mal bitten, er möge ihm die vorgelegten Fragen beantworten. Der Einsiedler war draußen bei seinen Beeten, wo er auf den Knien kriechend die Samenkörner in den Boden steckte.

Der König näherte sich ihm und sprach:

»Zum letzten Male bitte ich dich, weiser Mann, antworte mir auf meine Fragen.«

»Aber du hast ja schon eine Antwort erhalten«, sprach der Einsiedler, während er, auf seinen mageren Beinen hockend, von unten her zu dem vor ihm stehenden König emporblickte.

»Wieso habe ich eine Antwort erhalten?« fragte der König.

»So höre!« sagte der Einsiedler. »Hättest du gestern mit mir schwachem Manne kein Mitleid gehabt, hättest du nicht statt meiner diese Beete um gegraben, sondern allein den Rückweg angetreten, so hätte dich dieser starke, dir feindlich gesinnte Mann angegriffen, und du müßtest bereuen, nicht bei mir geblieben zu sein. Folglich war es für dich gerade die richtige Zeit, die Beete umzugraben, und ich war für dich der wichtigste Mensch, und das wichtigste Geschäft war für dich, mir Gutes zu erweisen. Und später, als jener gelaufen kam, war es gerade die richtige Zeit, ihn zu Pflegen, denn hättest du nicht seine Wunde verbunden, so wäre er gestorben, ohne sich mit dir auszusöhnen. Folglich war er der wichtigste Mensch, und das, was du ihm getan hast, war das wichtigste Geschäft. Merke dir also, daß es nur eine ganz allein wichtige Zeit gibt, die man wahrzunehmen hat: die *Gegenwart*, und zwar ist sie deshalb am wichtigsten, weil wir eben nur im Augenblick über uns selbst verfügen; der wichtigste Mensch aber ist der, mit dem uns gerade zur Zeit das Schicksal zusammenführt, weil wir nie wissen können,

ob wir noch mit einem anderen Menschen je zu tun haben werden;
und das wichtigste Geschäft ist — diesem Menschen Gutes zu
erweisen, weil der Mensch einzig und allein zu diesem Zwecke ins
Leben gesandt ist.



Anmerkungen

- [1] Vorliegender Aufsatz wurde aus Anlaß der Tschechoffschen Erzählung »Duschetschka« (»Liebchen«) geschrieben, deren schlichter Inhalt kurz gefaßt folgender ist: Duschetschka hat von ihrer Kindheit an immer jemandem ihr zärtliches Herz geschenkt: als junges Mädchen ihrem kranken Vater, dann dem französischen Lehrer, dann Kugin, den sie aus Mitleid und Liebe heiratet, dann nach Kukins Tod dem Holzhändler, der ebenfalls ihr Mann wird, und, nachdem er gleichfalls gestorben ist, dem antipathischen Tierarzt und schließlich dem Gymnasiasten mit der großen Mütze.
- [2] Dekabristen waren Verschwörer gegen die russische Autokratie (Dezember 1825).
- [3] Duchoborzen bilden eine Sekte, die den Eid, den Kriegsdienst verweigert und kirchlichen Vorschriften nicht Folge leistet.